This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

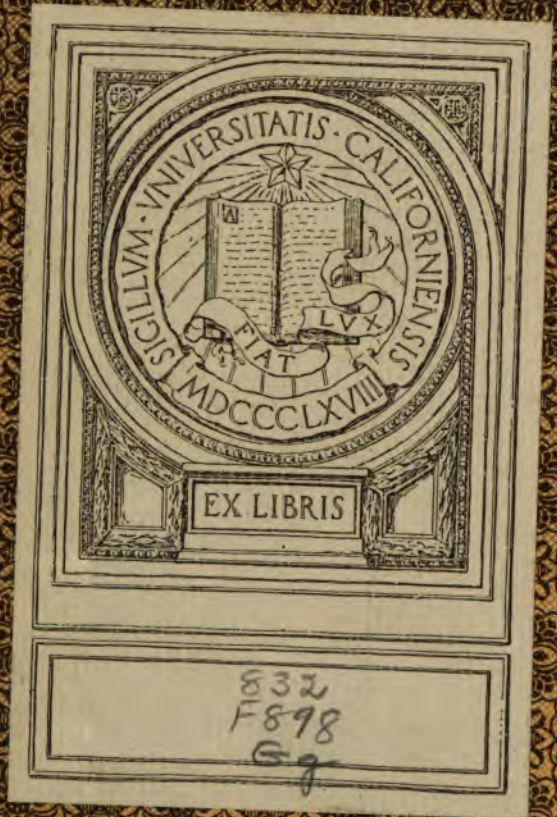
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 321 358


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

832
F898
Eg

Gedichte

von

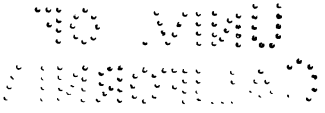
Jaroslav Vrchlický.

Autorisirte Uebersetzung

von

Edmund Grün.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe)
1886.



Druck der Buchdruckerei „Politik“ in Prag.

Ludwig Soyaux,

dem Dichter der „Renate"

in aufrichtiger Freundschaft

zugeeignet

vom

Uebersetzer.

423818

Einiges über Jaroslav Vrchlický.

PRESERVATION
COPY ADDED
ORIGINAL TO BE
RETAINED

MAR 2 8 19>>+

UNIV. OF CALIFORNIA
PG5037
F3
1886
U.C.L.

Nur wenige Werke böhmischer Dichter haben durch Ueberſetzung Aufnahme in der deutſchen Literatur gefunden und auch das Wenige iſt das Beſte nicht. Die meiſten Ueberſetzungen laſſen viel zu wünſchen übrig. Das iſt leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß ſie zumeiſt von böhmiſchen Literaten ſelbſt herſtammen, welche der deutſchen Sprache zwar vollkommen mächtig aber doch nicht imſtande ſind, im Geiſte der deutſchen Sprache zu denken und zu fühlen.

Die Wirkung dieſer Ueberſetzungen iſt darum eine von der Wirkung, welche das Original hervorbringt, verſchiedene, aber nicht für den Dichter vortheilhafte. Statt Anerkennung regt ſich Mißtrauen gegen die Echtheit der Dichtungen und zu dieſem Mißtrauen, welches vom Ueberſetzen abſchreckt, geſellt ſich, beſonders in Oeſterreich, wo gewiß die berufenſten Ueberſetzer zu finden wären, ein politiſcher Grund. Es giebt Viele, welche durch Ueberſetzung böhmiſcher Poeſien ſich an ihrem Deutſchthum zu verſündigen glauben. Nun, ich gehöre zu dieſen nicht. Aber ich trete nicht mit dem Anſpruch auf, für einen Ueberſetzer oder Kenner der böhmiſchen Literatur zu gelten. Meine Kenntniß der böhmiſchen Literatur reicht nicht über das Wenige hinaus, das ich zu überſetzen verſuchte oder, ſei es im Original, ſei es in Ueberſetzungen, geleſen habe. Ich ſelbſt beſchäftigte mich eingehend nur mit den Werken *eines* böhmiſchen Dichters und geleitet bin ich von der Abſicht, die Aufmerkſamkeit *berufener* Ueberſetzer auf ihn zu lenken, auf einen Dichter, welcher, fern dem politiſchen

Getriebe, nur seinen Idealen lebt. Und dieser Dichter heißt Jaroslav Vrchlický. Wurzbachs Lexikon des Kaiserthums Oesterreich sagt über den Dichter: „Hinter dem Pseudonym J. V. birgt sich Emil Frida, der bedeutendste tschechische und vielleicht slavische Dichter überhaupt der Gegenwart, dessen Lebenslauf sehr bald erzählt ist. Der Dichter (geboren zu Laun in Böhmen am 16. Februar 1853) besuchte die Elementarschulen und das Gymnasium in seiner Heimat, an deren Hochschule zu Prag er auch 1872—73 historische und sprachliche Studien trieb. Im letztgenannten Jahre trat er im Hause der Marchese Montecuculi-Laderchi in Oberitalien (Modena und Livorno) einen Erzieherposten an und versah denselben bis 1876. Dann, in seine Heimat zurückgekehrt, wurde er Sekretär in der Rectoratskanzlei der böhmischen Polytechnik in Prag, in welcher Stellung er noch zur Zeit sich befindet. In einem tschechischen Literaturartikel über J. V. heißt es wörtlich: „Seit den Zeiten Lopez de Vega's und Calderon's hat noch kein Dichter in so kurzer Zeit so viele und so bedeutende Werke geschrieben wie Vrchlický". Der Schluß der biografischen Skizze in Wurzbachs Lexikon lautet: „Gewiß ist Eines, daß unser Poet bei objectiver Betrachtung seines Könnens und dichterischen Schaffens als der hervorragendste Vertreter der reflectirenden kosmopolitischen Richtung gelten darf, die seit dem Anfange der sechsziger Jahre der frühern nationalen (slavischen) entgegentrat. So nimmt er seinem Volke gegenüber ungefähr die Stellung ein, wie Byron für England und Heine für Deutschland. Aber ganz abgesehen von dieser Richtung wird er an wahrem, originellem und dichterisch durchgebildetem Talente von keinem seiner Nebenbuhler erreicht, geschweige übertroffen."

Es kann durchaus nicht meine Absicht sein, in diesem gedrängten Artikel sämmtliche Dichtungen Vrchlickys zu würdigen, — ich könnte dies nicht einmal wollt' ich es auch, da

ich sie nicht alle kenne. Die Fruchtbarkeit des noch jungen Dichters ist ungemein groß, die Zahl seiner Werke nahezu vierzig. Sie zerfallen in Lyrisches, Episches, Dramatisches, Uebersetzungen. Als Uebersetzer hat sich J. V. um seine Nation große Verdienste erworben, denn er vermittelte ihr, wie vielleicht nie einer vor ihm, die Kenntniß deutscher, französischer und italienischer Dichter. Namentlich italienische Werke übersetzt er mit Vorliebe und wie ihm nachgerühmt wird, meisterhaft. Aus dem Deutschen übersetzte er Gedichte von Goethe, Lingg, Freiligrath, Hamerling, Lorm, Schack, über welch' letzteren er sich mit besonderer Hochachtung und Bewunderung äußert. Als Dramatiker ist er weniger hervorgetreten, aber auch das Wenige zeigt den „Löwen." Seine Trauerspiele „Drahomira", „Tod des Odysseus", „Julian Apostata", sowie die einactigen Komödieen „Im Fasse Diogenes" und „Zum Leben" haben lebhafte Anerkennung erhalten und sind mehreremale aufgeführt worden. Die Tragödien enthalten Stellen von gewaltiger dichterischer Schönheit, aber es ergeht ihnen, wie den meisten ernsten Dramen anderer Dichter, man bewundert sie, aber besucht nicht das Theater, wenn sie gespielt werden. Einen großen, verdienten Erfolg hat Vrchlický jedoch in neuerer Zeit auf dramatischem Gebiete durch sein historisches Lustspiel „Eine Nacht auf Karlstein" errungen. Durch dieses Werk weht der Zauber jener poesiegebornen Anziehungskraft, welche in dem Werke eines echten Dichters immer waltet, ist auch die Handlung einfach und ohne auf Effect berechnetes Beiwerk. Freilich ist Vrchlickýs Werk nicht ein Lustspiel moderner Art, da findet man keinen witzigen Dialog, in welchen pikante Anekdoten und sogenannte Schlager eingeflochten sind, für den Augenblick geboren und im Augenblick vergessen. Die Idee des Stückes und die Durchführung sind echt lustspielmäßig, aber dennoch waltet ein

Ernst in der letztern, der uns erkennen läßt, daß selbst jene Stellen, welche der Dichter versuchte rein humoristisch zu gestalten, eben darum nicht frei sind vom Erzwungenen.

Lyrische und epische Dichtungen betiteln sich: „Aus den Tiefen", „Symphonien", „Geist und Welt", „Eindrücke und Einfälle", „Wallfahrt zum Eldorado", „Was das Leben gab", „Sphinx", „Epische Gedichte", „Neue epische Gedichte", Alte Geschichten", „Bauernballaden", „Hylarion", „Perspectiven", „Mythen" (erster und zweiter Cyclus), „Als die Wolken zogen", „Sonette eines Einsamen", „Musik in der Seele", „Tvardovski". Die wertvollsten dieser Werke hervorzuheben ist schwer, denn in allen finden sich Schöpfungen von Größe und Erhabenheit. Die gereiftesten sind „Geist und Welt", „Perspectiven", „Was das Leben gab" und „Sphinx". In gewisser Beziehung auch „Eindrücke und Einfälle". Das letztgenannte Werk bildet nämlich einen großen Cyclus von geistvollen, kürzern Gedichten meist formeller Bedeutung. In der Formbeherrschung zeigt sich hier und auch in seiner neuesten Sammlung „Musik in der Seele" Vrchlický auf einer Höhe, welche von keinem böhmischen Dichter bisher erreicht worden sein soll. Treffend sagt Prof. E. Albert*): „Es sind dies Gedichte und Gedichtchen von sehr verschiedenem Umfange, aber zumeist nur geistreiche Einfälle, stellenweise tiefsinnige Bemerkungen oder Betrachtungen ganz ebenbürtig ähnlichen Productionen von Hermann Lingg, immer durch bezaubernde Formvollendung bestechend." — Tiefe große Probleme werden in den Sammlungen „Geist und Welt" und „Sphinx" gestellt und zu lösen versucht. In der ersteren wird veranschaulicht, wie sich die Evolution des

*) In seinem Feuilleton „Jaroslav Vrchlický". (Presse.)

Menschengeistes in den vier Zeitaltern (Urwelt, Hellas, Christenthum, moderne Welt) widerspiegelt; in der zweiten werden große Fragen des Menschengeistes berührt, geschöpft aus dem Mythus, der Geschichte und eigener Reflexion. Diese Sammlung bildet gleichsam eine Fortsetzung zu „Geist und Welt". Hier versucht der Dichter die in ersterem Werke nur constatiren Probleme zu lösen. Die Gegensätze klingen in humanistischen Ideen aus. Der Dichter steigt aus den Ruinen der alten Welt bis zur Lösung sozialer Fragen im Lichte der Civilisation.

Ich will in meinen kurzen, nur andeutenden Bemerkungen nun jene lyrischen Dichtungen berühren, welche durch die Liebe, jenes von allen Poeten der Welt besungene, weltbeherrschende Gefühl, entstanden sind oder von demselben erzählen. Hier, däucht mir, ist Vrchlický der Meister unter seinen Genossen. So wie ihm, ist nur Wenigen die Macht gegeben, die geheimsten Regungen des Herzens zu belauschen und wiederzugeben in ergreifender Weise. An Tiefe des Gedankens, an Humor mögen ihn selbst andere Poeten seiner Nation übertreffen, — aber die Farbenpracht seiner Bilder, die vollendete Form, die hinreißende Glut der Sprache, — („wahrlich ein Meer von Gedanken, Gefühlen, Bildern, ein unendliches Wogen und Spiegeln", sagt Prof. E. Albert), die sind allein ihm zu eigen. Vrchlický hat wundervolle Liebesgedichte geschrieben, ich meine Gedichte, die von seiner Liebe erzählen, denn auch er verdankt der Liebe eine Weihe seiner dichterischen Kraft. Er gesteht den Einfluß der Liebe auf seine Dichtungen in einem seiner schönsten, seiner Frau gewidmeten Gedichte selbst zu und kleidet am Schluße sein Geständniß in einen Vergleich, wie ich ihn zarter und poetischer bei keinem Dichter noch gefunden. (Siehe „Dein Lächeln".) Vrchlický besitzt die Gabe, die einfachsten ja unbedeutendsten Motive in bewunderungswürdiger Weise zu

reizenden, feinsinnigen Dichtungen auszuarbeiten. (Siehe „Ein Kind", „Mitleid", „Illusionen".)

„Ein Wort, durch welches Geist dem Geist sich kündet" nennt Vrchlický die Poesie (in „Dein Blick). Aber er widerspricht dieser geistreichen, jedoch nicht ganz richtigen Definition durch seine eigenen Dichtungen, die nicht nur zum Geiste, die auch beredt zum Herzen sprechen. Es ist seltsam! Volksthümlich ist Vrchlický nicht, selbst wo er es sein möchte nicht, und dennoch ist er einer der populärsten Dichter seines Volkes. Kennzeichnet diese Thatsache nicht genügend die außergewöhnliche Beliebtheit seiner Werke? — —

Mit dem Hinweise auf die Begabung Vrchlický's, einfache Stoffe in kleinen Prosaskizzen wahrhaft poetisch zu gestalten, will ich meine dürftigen Mittheilungen schließen. Ich will diese Seite seines reichen Talentes nicht erst näher beleuchten, die nachfolgende Arabeske „Die Rose" soll für den Dichter selbst sprechen.

Nur über die Uebersetzungen sei mir gestattet, einige Worte zu sagen, schon um Mißverständnissen vorzubeugen. Man glaube ja nicht, daß ich die schönsten Dichtungen ausgewählt. Es erging mir, wie Jemand, der einen Garten betritt und einen in herrlicher Blüte prangenden Rosenstrauch erblickt. Er bricht Rosen ab, um einen Strauß zu binden. Jede Rose däucht ihm die schönste im Augenblicke und doch hat er vielleicht die schönsten nicht gepflückt. Auch ist mir bewußt, daß meine Uebersetzung das Original selten erreicht. Doch kann ich versichern, daß ich mich bemühte, wenigstens die Form und die Gedanken streng getreu wiederzugeben. Aber all' die, ich möchte sagen unebenen Stellen darin, sind wahrlich nicht auf Rechnung des Dichters zu stellen. Man betrachte mein Werk nur als den Versuch, die Ueberzeugung, welche sich fest in mir gebildet, auch im Herzen tausend Anderer wachzurufen, die Ueberzeugung von der universellen

Größe des Dichters. So wie andere Dichter fremder Nationen ihre Ueberſetzer gefunden haben und ihre Werke in die deutſche Literatur eingeführt wurden, ſo wird auch Jaroslav Vrchlický, — deſſen Werke, liegen ſie nur erſt vollſtändig in Ueberſetzungen vor, in der Bibliothek keines gebildeten Menſchen fehlen werden, — ſeine berufenen Ueberſetzer finden und dieſe anzuregen war und iſt das Ziel, welches ich mir gegeben, als ich dieſe Ausführungen niederſchrieb und durch eine Anthologie aus Vrchlický's Dichtungen ergänzte. Es ſollte mich unendlich freuen, wenn es mir gelungen iſt, in dieſer Hinſicht ein Reſultat zu erzielen.

Prag.

E. G.

Die Rose.

Eine Arabeske.

Es war im Mai des Jahres 1283.

Die goldene Frühlingssonne tauchte den Via del Corso, welcher damals den Mittelpunkt von Florenz bildete, in ein Meer von Licht. Die frische, klare Luft erglänzte zwar noch nicht in dem tiefen Azur des Sommers, aber es lebte etwas unendlich träumerisches in ihren leichten, weichen Wellen, welche die spitzen Dächer der Patrizierhäuser, die Thürme und Kuppeln der stolzen Stadt umfluteten. Aus den Höhen erscholl Gesang dem Auge nicht sichtbarer Vögel, aus den Gärten ringsum erklang von Zeit zu Zeit das ernste Rauschen windumschmeichelter Bäume, dann ruhte über Allem wieder jene träumerische Stille voll unaussprechlichen Frühlingszaubers und rührender Anmuth. Zuweilen glitt ein Ordensbruder mit fromm über die Brust gefalteten Händen vorüber, an seinem die Lenden umschließenden weißen Strick den Rosenkranz tragend. Die düstere Gestalt glitt dahin wie ein Schatten, von dessen Dunkel der reine Schnee der Tauben sich abhob, welche in großen Haufen von den Gesimsen der Signoria scheu, doch ruhig herabflatterten, so lautlos, als ob sie die Ruhe der wie in einen schönen Frühlingstraum eingewiegten Stadt nicht stören wollten.

Von dem ungefähr in der Mitte des Via del Corso sich erhebenden Hause des Bäckers Folco Porti-

nari stand ein Jüngling dessen schlanke Gestalt ein schwarzes, eng anschließendes Kleid bedeckte, wie es jenerzeit die Besucher der Hochschule zu tragen pflegten. Der junge Mann erwartete jemand. Er stand wie eine Statue, den Blick unverwandt auf einen blühenden Rosenstrauch gerichtet, der reich geschmückt war mit großen, vollen, berückenden Duft ausströmenden Rosen.

Langsam und mit geneigtem Haupte nahte dem Jüngling ein älterer Mann, gekleidet in die schwarze Tracht eines reichen Patriziers. Er hielt in seiner Rechten ein Papier, darin er zu lesen schien. Einige Schritte vor dem Jüngling blieb er stehen und beobachtete ihn aufmerksam und wehmüthig lächelnd. Der Jüngling war so tief in seine Träumerei versunken, daß er den Ankömmling nicht erblickte. Als er emporsah, ging er rasch auf ihn zu und die Hand nach dem Blatte, welches jener hielt, ausstreckend, rief er:

„Mein Guido."

„Nicht so hitzig, Durante," erwiderte Guido und hob das Blatt über sein Haupt empor, „nicht so hitzig."

„Du weißt, daß ich vor Sehnsucht brenne."

„Ganz natürlich! Die Liebenden brennen immer vor Sehnsucht."

„Du lachst mich aus?"

„Nein, Freund, aber ich zweifle, daß Dich meine Antwort befriedigen wird. Ich habe mir über die Liebe eine andere Meinung gebildet, als Du und als Cino."

„Auch eine andere Meinung als Dante de Maiano," fiel ihm der Freund ins Wort, „ich weiß es wohl. Aber gib das Blatt in meine Hand, ich bitte Dich. Siehst Du, eben Deine Antwort wird mich am meisten freuen; hier aber nimm," er zog sie aus seiner Tasche,

„hier nimm die Antwort des Dante de Maiano. Er spricht geradezu beleidigend über die Liebe, seine Ansicht ist so niedrig, wie der Horizont seiner eigenen Seele. Aber nun gib Deine Antwort, ich glühe vor Sehnsucht nach ihr.“

Aber Guido Cavalcanti hielt das heißbegehrte Blatt noch immer fest über seinem Haupte. Sein Lächeln jedoch verschwand, ein schwermuthsvoller Hauch überflog sein Antlitz.

„Glaube mir, mein Durante, auch meine Antwort wird Dir nicht gefallen. Wie viele gibt es, die sich für die „Treuen in der Liebe“ halten! Und wie anders denkt ein jeder über das Gefühl, welches wir Liebe nennen. Wie verschieden vom andern begreift er die Liebe. Dem Cino ist sie eine Kopie, dem Dante ein Spiel stumpfer, bedeutungsloser Leidenschaft, Dir eine heiße Angelegenheit des Herzens, mir aber eine Sache der kalten Vernunft. Mein höchstes Liebesziel ist die Philosophie. Das ist die süße Macht, welche mich in Fesseln schlägt. Wer aber von uns Allen glaubt die Wahrheit?“

„Deine Antwort, Guido, Deine Antwort will ich lesen.“

In eben dem Augenblicke, da Guido dem Ungeduldigen seine Antwort auf dessen Sonett übergab, öffnete sich die Pforte des Gartens, welcher zu dem Hause Portinaris gehörte. Zwei in Seide aber einfach gekleidete ältere Frauen mit strengem Gesichtsausdrucke und ein junges, schlankes Mädchen, weiß gekleidet, traten heraus. Die beiden Freunde traten zurück und verbeugten sich tief. Die Matronen dankten stolz und herablassend, das Mädchen aber neigte ihr schönes Haupt und die Röthe ihres fast durchsichtigen An-

gesichtes erhöhte sich, so daß es der schönsten Rose glich. Scheu, wie ein Reh, nur für einen Moment, erhob sie ihre dunkelblauen Augen, dann schritt sie weiter zwischen den Matronen.

„So bescheiden ist meine Herrin und so lieb," flüsterte der Freund des Guido Cavalcanti. Eine unendliche Liebe leuchtete aus seinen Augen, heilige Furcht und anbetende Bewunderung verklärten seine bleichen Mienen.

Guido, älter und ruhiger als Durante, war ebenfalls bewegt. Indem er seine Hand auf die Schulter des Jünglings legte, wiederholte er traurig die letzten Worte eines seiner Sonette:

Sie spricht zur Seele: „Seufze ohne Ende"!

Rasch verschwand er in einer Nebengasse.

Durante Alighieri stand schweigend, den Blick auf die paradiesische Erscheinung gerichtet. Sieh! Noch schwebte sie über die Straße wie ein Engel, jene „creatura bella bianco vestita", wie eine Lilie zwischen den grauen Stengeln welkenden Schilfes. Sie ging dahin, wie eine schreitende Flamme und es schien Durante, als ob die ganze Pracht der frühlingserfüllten Natur, als ob der eigenthümliche Charakter der finsteren Stadt, als ob alle Düfte, aller Glanz, alles Licht nur einen Rahmen bilde, aus welchem sie lächelnd hervortritt mit der zarten Röthe im Antlitz, mit der Rührung im unergründlichen Auge, in welchem das Erbarmen der hehrsten Liebe strahlte. Da ertönen alle Glocken des nahen Domes. Ein aufgescheuchter Taubenschwarm umflog das Haupt der Jungfrau wie eine Rosenwolke, und verließ sie erst, bis sie die Schwelle des Domes überschritten, dessen Steine darüber wie in Freude zu erzittern schienen.

„Ecce Deus fortior me, qui veniens dominabitur mihi,“ flüsterte wie von einer Vision umfangen Dante Alighieri.

„Ah messer Durante,“ sprach hinter ihm eine Stimme, „zu welchem Gedichte sucht Ihr den Schlußreim?“

Der Angesprochene wandte sich rasch um, wie einer, der aus tiefem Schlafe gewaltsam erweckt worden. Vor ihm stand das Muster eines vollkommenen Stutzers jener Zeit. In der Hand hielt er einen großen Blumenstrauß, in der reichgestickten Schärpe wiegte sich sein Degen.

„Gott mit Euch, messer Simone. Den Reim sucht' ich nicht, ich bin's auch nicht gewöhnt, ihn zu suchen. Er kommt ungerufen und, glaubet mir, niemals allein.“

„Pah! Man kennt Euren Stolz. Ihr sprecht die Wahrheit nicht. Ich habe mir sagen lassen, daß Ihr öfter über einem einzigen Sonett die ganze Nacht wachend zubringt.“

„Möglich, daß man Euch wahr berichtet. Doch könnt Ihr glauben, messer Simone, daß ich nur eines bereits vollendeten Sonettes wegen wache.“

„Eines bereits fertigen? Das begreife, wer da wolle, ich nicht. Geschrieben denke ich, ist einmal geschrieben und bleibt geschrieben. Was also noch? Ich meinerseits, wahrhaftig, ich würde wohl eher mein ganzes Leben lang über einem erst zu schreibenden Sonette brüten.“

„Das — seht, messer Simone, — das begreife ich vollkommen,“ erwiderte Durante mit leiser Ironie. „Unsere Wege gehen eben auseinander.“

„Das ist wahr. Ihr sucht hier Reime, indessen ich bestellt bin, Bice aus dem Dome abzuholen, um

sie nach Hause zu geleiten. Noch hab' ich Zeit einen Spaziergang über den Platz zu machen, dann gehe ich zum Kirchenthor. Das gäbe wohl einen Stoff zu einer Canzone, messer Alighieri?"

„Ihr, Ihr seid bestellt? Und von wem?"

„Von ihr, der Tochter Falco Portinaris, hab' ich die Zusage erhalten, messer Trovatore, ich gehe schon als Bräutigam herum, als glücklicher Bräutigam. Auf Wiedersehen. Habt Ihr den Reim gefunden, dann erinnert Euch meiner!"

Dante hörte ihn nicht mehr.

Ein Meer von Finsterniß umwallte ihn und wogte hinein in seine Brust. Er hörte ein Brausen und Sausen, als ob die Erde unter seinen Füßen sich geöffnet. O, daß sie ihn hinabzöge in ihren tiefsten Grund! Aber die Erde war hart und grausam, sie that es nicht. Ringsum war alles wie zuvor. Die Bäume rauschten feierlich und geheimnißvoll, die Rosen blühten weiter in alter Pracht, die Tauben flatterten längs der Gesimse, die Luft war glänzend, duftig und klar, nur in seine Brust war die Nacht eingekehrt, nur er hörte das Brausen, nur in seinem Innern that sich ein Abgrund auf voll ewiger Qual.

Da stand er, lange, unbeweglich, die noch ungelesene Antwort des Freundes in der Hand zerknitternd. Was kümmerte ihn jetzt noch diese so heiß ersehnte Antwort? Eine andere hatte er vernommen, die wie zermalmender Donner in sein Ohr tönte, — jetzt hatte er seine Antwort. Schritte, Gespräch und Lachen scheuchten ihn auf aus seinem düstern Traume. Da kam sie wieder, aus dem Dome kam sie, in welchem sie ihre Andacht beendet. Sie kam wieder weiß und strahlend, aber nicht mehr zwischen den beiden Matronen.

Sie ging voraus, an ihrer Seite stolzirte jener Simon de Bardi, der vor einer Weile mit ihm gesprochen. Und nun flüsterten die beiden miteinander, sie hielt seinen Blumenstrauß in der Hand und lächelte sanft. Die Matronen aber gingen hinterher im Gefühle mütterlichen Stolzes. Sie kamen näher und näher; ihr Gespräch wurde deutlicher, ihr Lachen lauter. Dante wollte fliehen, er vermochte es nicht. Die Kraft versagte ihm, es war auch zu spät.

„Welch ein Glück ist's doch, Euch begleiten zu dürfen," flüsterte Simon, „ein Glück, das mit dem Leben selbst nicht zu theuer bezahlt wäre."

„Ich weiß nicht," entgegnete bescheiden die Jungfrau, „ob dies ein Glück ist und gar so hoch zu schätzen."

„Wollt Ihr Beweise?"

Die Stimme des Stutzers klang herausfordernd.

„Wie leicht ist es, sich glücklich zu fühlen, wenn man nur im Glücke gelebt hat," sagte sie und der Dichter fühlte, wie eine Thräne in ihrer Stimme zitterte, „aber in seinem Glücke an jene denken, die es entbehren, das ist schwerer, Signor, das ist groß."

„Ich versteh' Euch nicht, Signora, an wen soll ich denken?"

Sie waren vor dem blühenden Rosenstrauch angelangt und blieben stehen.

„An die, welche leiden, Signor Bardi, an die, welche leiden," sprach sie leise.

Ehe noch Simon de Bardi ahnen konnte, was sie beabsichtigte, pflückte sie die schönste Rose vom Strauche ab und reichte sie dem Dichter mit gesenkten Augenwimpern und doch voll Sanftmuth.

Beide schwiegen.

Sie schritt mit ihrem Gefolge ins Haus. Dante allein blieb auf dem Platze zurück. Er preßte an seine Lippen die reich aufgeblühte, flammende Rose, welche ihr Auge durch eine Thräne himmlischer Liebe und unendlichen Erbarmens geheiligt. — — — — — —

Und noch lange, lange stand vor dem Hause des Bäckers Folco Portinari der junge Dante Alighieri. Er schaute unverwandt auf die Rose, anfangs ohne Gedanken, überwältigt von unaussprechlichem Leid. Allmählich unterschied er die Windungen der Rose, — er sah, wie die Blätter in zarten, sanft geschwungenen Spiralen sich drehten und sein ungestümer, beflügelter Geist stieg auf diesen Spiralen immer tiefer und tiefer, — seine finstere Stimmung wirkte in ihm mit zauberischer, dämonischer Gewalt, die Rose entschwand seinen Blicken, nur die Spiralen blieben zurück, die sich ewig drehten und hinunterwirbelten in einen fremden, schrecklichen, bodenlosen Abgrund. Er hatte eine Vision. Die Hölle unter einer Rose spiegelte ihm seine erhitzte Phantasie vor, sie öffnete ihren Rachen und die Hölle von Qual, die in ihm lebte, sie erhielt Gestalt und Wirklichkeit. Seine Thränen flossen nieder auf die Rose wie siedendes Blei, ätzend wie der Schwefelregen über Sodom und Gomorha. Aber auch reinigende und erhebende Thränen thauten herab auf die Rose. Im Abglanze der Thränen schien ihm plötzlich, daß die blutig-flammende Rose erblasse, im schneeigen Glanze leuchte, daß sie wachse, wachse in riesenhafter Größe, daß sie zur Rose Empyrions werde, deren jedes Blättchen der Thron eines Heiligen ist, deren Mittelpunkt ein Flammenwirbel, auf dem die Liebe thront, die alle Sterne bewegt. Sie steht auf wie die „creatura bella bianco vestita", sie geht ihm entgegen, in ihrer Hand ruht ein

Kranz von unverwelklichem Lorbeer dessen Blätter Sterne sind, und durch den weiten Raum tönt wie das Brausen fallender Gewässer der Ruf der unzähligen Engelschaaren: „Heilig, Heilig, Heilig, Hosianna und Aleluja!“ Inbrünstig preßte Dante Alighieri die Rose an seine Lippen. In seiner Seele fühlte er die ersten Umrisse seines erhabenen Dichterwerkes entstehen, das ihm tröstend hinweggeholfen über den Schmerz der Liebe, über den Verrath des Vaterlandes. Er wußte nicht, daß ein junger Maler an ihm vorüberschritt, daß er bei seinem Anblick ergriffen stehen blieb, um sein großes Bild in seine Seele aufzunehmen, es kommenden Geschlechtern zur ewigen Erinnerung zu hinterlassen.

Dieser Maler war Giotto. — —

Gedichte.

Sehnsucht.

Ein kindlich-kühner Wunsch ist's, den ich fühle:
Befreit von Alltagsqual und eitlem Streben
Nur Dichterwerken und mir selbst zu leben
In Einsamkeit, entfernt vom Weltgewühle.

Mich zieht es hin in dunkler Wälder Kühle,
Wo ringsumher sich Berge stolz erheben
Und, wenn der Schleier fällt, den Nebel weben,
Der Strom erglänzt im Sonnenstrahlenspiele.

Mein Leben würde wie Musik verklingen.
Verscheuchte Nacht die Sonn' mit ihren Schwingen,
Dann meines Weibes Stirn mir strahlt' entgegen!

So wenig ist es und ist doch so vieles!
Daß ich nur träumen darf von meines Zieles
Erhabner Schönheit, preis' ich schon als Segen.

Dein Lächeln.

Gewiß verzeihst du, holdeste der Frauen,
Gewiß verzeihst du, muß dein Aug' erschauen
Zuweilen, da in Liebe wir erglühen,
Wie dunkle Schatten meine Stirn' umziehen,
Die dich erschrecken. Glaube mir, das Leben
Gleicht einem Strom, deß Wellen hoch sich heben,
Aufwirbeln Schlamm, der selbst die Sonnengluthen
Verfinstert, die sich spiegeln in den Fluthen.
Der Schlamm des Lebens sind Erinnerungen.
Von ihrem Dornenstachel tief durchdrungen
Wird meine Seel' auch in den schönsten Stunden,
In denen sie ihr hehrstes Glück gefunden;
Der Sorge dunkle Flügel mich umwehen,
Im Herzen brennt das Unkraut Leid. Entstehen
Fühl' ich's darin, zur bitter'n Blüthe werden.
Wohin du schaust, mein süßes Kind, auf Erden,
Das nur die Freude kennt und nicht die Klage,
Ist nicht ein Wirrsal diese Welt? O, sage,
Führt nicht der Schritt in nebelhafte Ferne?
Doch sieh! Die Kunst, gleich einem gold'nen Sterne,
Erhellt die Finsterniß, der Weg wird lichter.
Allein die Kunst ist streng, der strengste Richter,
Und was sie giebt: beglückend endlos Sehnen,

Zutheil nur ward es uns für heiße Thränen,
Für ärgre Qual, als Tantalus durchwühlte,
Für größer' Leid, als Doloroſa fühlte,
Da ſie ihr Kind auf ihrem Schoß gebettet.
Sieh' Dante! Wie an ſeine Stirn gekettet,
Sein Antlitz überfinſternd, wildes Trauern;
Hör' Taſſo ſeufzen, ſieh Shakeſpeare erſchauern,
Sieh, wie im Hirne Miltons Teufel ſchalten
Und Paskal ſucht und kämpft; ſieh Frohſinn walten,
Der wie ein Falter fliegt zum Idealen,
Auch er birgt bei Cervantes in ſich Qualen.
Zur Sklavenpeitſche wird die Freudenſchelle,
Der ſchön geträumte Himmel wird zur Hölle,
Begier und Leidenſchaft, ſie werden Henker, —
Sei was du willſt, ſei Bildner, Maler, Denker,
Gabſt du dein Herz ihr, nimmt ſie deine Seele!
Drum zürne nicht, Kind, daß mir Frohſinn fehle,
Wenn unſ're Herzen zu einander ſchlagen.
Laß meine Qualen mich allein nur tragen,
Du lächle nur, — dein Lächeln iſt verſöhnend:
Den Stern der Poeſie, dein Selbſt verſchönend,
In deinem Aug' ſeh' ich ihn wieder ſchweben,
Zum holden Märchen wandelnd mir das Leben.
Was du mir biſt, läßt er mich ganz erkennen.
Auf meiner Reiſe einſt in den Ardennen
Fand ich in früher Morgenſtund' ein altes,
Verfall'nes Schloß. Um ſeine Thürme wallt' es
Wie Nebeldunſt. Aus dieſem ſah ich ſchweben
Die Sonn' in Glorienpracht und neues Leben
Ging auf mit ihr und zog durch die Ruinen.
Ich ſah eine Fontäne, bedeckt vom grünen
Epheu und dichten Moos. Das heil'ge Schweigen
Durchbrach der Strahl des Waſſers, den ich ſteigen

Und fallen sah, die Mauern rings besprühend,
In tausend wunderbaren Farben glühend,
Wie Purpur, Perlen, Gold und Diamanten.
Nun weiß ich es, warum mein Auge bannten
Des Lichtes Wunder, mich in Träume brachten.
Was sind die Lieder, die in mir erwachten,
Was meine Träume, was mein Sein und Streben,
Will sie dein kindlich' Lächeln nicht beleben?
Du bist die Sonn', die aufgeht meinen Tagen,
Die sonst in schweigend ew'gem Dunkel lagen.
Den Wassertropfen gleich, die ohne Strahlen
Unsichtbar blieben an der Wand, der kahlen.
O, hebe deine goldnen Wimpern, lächle,
Auf daß mich stets ein sonnig' Glück umfächle;
Auf daß die Thränen, die vom Leid gesandten,
Wie Purpur, Perlen, Gold und Diamanten
In deines Lächelns Strahlen sich erhellen,
Wenn sie hervor aus meinem Auge quellen! —

Dein Blick.

„Zwecklos ist alles", pfleg' ich oft zu sagen,
„Der Sturm der Leidenschaft, eintönig' Klagen,
Gefühl der Ahnung, wildempörter Willen,
Die Blüthe, die vergeht und die in Farbenhüllen
Das Aug, ergötzt; die Träume, die entfliehen,
Gedanken, die des Menschen Geist durchziehen,
Ein Märchen ist, was war und wird. Wie eine
Vom Meer der Ewigkeit umwallte kleine
Insel ist „Nu" der Gegenwart, das „Heute"
Ein Blitzstrahl nur, der Wolke „Gestern" Beute.
Wir selbst wie Schatten, die sich heiß bekriegen,
Gleich Wolken, die ob wüsten Felderu fliegen,
Und selbst die Kunst in ihrem schönsten Flore,
Als Malerei dem Aug', Musik dem Ohre,
Als Wort, durch welches Geist dem Geist sich kündet,
In diesem Strom, darin die Welt verschwindet,
Darin es glüht und sauft, wie Höllenfeuer,
Ob dem das Unglück lauert, wie ein Geier,
Was ist sie, stellt sich unser Leid entgegen?
Der Schein der Sonne nur, der sich verwegen
Hinauswagt über sturmgepeitschte Fluthen,
Die Wolke tödtet ihn! — Ach, Träume, Gluthen
Der Seele, der Begeist'rung, ihr seid Phrasen,

Seid wie betrügerische Seifenblasen.
Mich quält der Irrthum gleichso wie die Wahrheit,
Dem Menschengeiste schwindet Kraft und Klarheit,
Dem naht der Wahnsinn, der gewagt zu denken!“ —
So klag' ich oft im düstern Selbstversenken,
Die Feder fällt aus meiner Hand und Thränen
Bethaun mein Aug'. Umsonst mein heißes Sehnen!
Vor mir nur weite, nebelvolle Ferne!
Da nahst du mir, im Auge Schein der Sterne
Und mit dem Blick, der dir als Kind schon eigen,
Der in sich barg die Welt bewundernd' Schweigen,
Mit dem, da du als Weib sie still verhehltest,
Die Träume deines Glücks du laut erzähltest,
Für den ich keinen Namen finde, keinen,
Der bittet, tröstet, lachen macht und weinen,
In dem das Abbild deiner Mutter zittert,
Nahst du dich mir, den Zweifel wild durchschüttert, —
Du nahst, — es schwinden Zweifel, Schmerz
und Kummer,
Lebendig wird, was lag im tiefsten Schlummer,
Die Wahrheit naht sich mir! Sieh! Dein Erscheinen
Bringt in das Dunkel meiner Hütte reinen
Verklärten Glanz, den dir die Sonne sendet,
Die, eh' sie sich zum Untergange wendet,
Noch einmal über Felsgesteine schwebte,
Ins braune Haar dir hellsten Lichtstrom webte,
In ihre Aureole dich zu kleiden. —
— — — — — — — — — — — — —
Komm'! Laß uns anschau'n geh'n der Sonne Scheiden!

Liebe.

Ich fühl' im Herzen tief die Liebe singen.
Dem Baum im Herbst glich ohne sie mein Leben.
Maidlippen Blüthen sind. Ins Lied verweben
Muß ich sie stets, laß ich die Leyer klingen.

Was Schmerz und Trauer muß ins Leben bringen,
Das kannt' ich nur, eh' dich gewann mein Streben.
Nun kenn' die Freud' ich, — du hast sie gegeben,
Zu Glückeshöh'n darf ich mich jubelnd schwingen.

Im Lied berührt' ich dich zum erstenmale,
Sah ich in deinem Haar die Myrthe leuchten,
Liebkost' ich dich im Abendsonnenstrahle!

Nun sind wir eins! Nie sollen Thränen dringen,
Ins Aug' dir, deine Wimpern zu befeuchten! —
Ich fühl' im Herzen tief die Liebe singen. —

Romanze.

Was willst Du armer Thor in Gram versinken?
Nichts fehlt ja hier, um hochbeglückt zu sein.
Der Tschibuk rechts, der Mokkatrank zur Linken,
Vor dir siehst du ein schönes Weib dir winken,
So träum' in einen Himmel dich hinein! —

„Komm' her und laß die Kastagnetten klingen
Und schwinge über deinem Haupt sie dicht!
Den Blüten gleicht, die aus dem Strauche dringen,
Dein Lächeln, Kind, und süße Küße bringen
Mir deine Lippen, holdes Angesicht.

Seh' deine Beine gern zum Tanz sich stellen,
Ein blendend-weißes Liljenblätterpaar!
Dein Busen wogt und unter deinem hellen
Turban seh' ich, wie dunkle Flut entquellen
Dein bläulichschwarzes, wildgelocktes Haar!

Ich hab der Erde weites Reich durchzogen,
Der Weiber Schönheit bin ein Kenner ich.
Die Wüste sah ich und des Meeres Wogen,
Doch alle Schönheit unterm Himmelsbogen
Ist nur ein Traum, stell' ich sie neben dich.

Die Lider senke, göttliche der Frauen!
Den Schleier von dem Busen rücke sacht!
So lieb' ichs'. So die Tieg'rin pflegt zu schauen,
Wenn sie zum Sprunge richtet ihre Klauen
Und ihre Augen funkeln durch die Nacht!

Die Trommel mit den ros'gen Fingern rühre,
Neig wollustvoll dabei das Haupt zurück, —
Indessen ich des Haschisch Wirkung spüre
Und träume, daß dein Tanz die Houris führe
Aus ihrem Reich vor meinen trunk'nen Blick.

So tanze doch! Was bleibst du seufzend stehen?
So tanze doch mein blasses Engelskind!
Doch seltsam! Hab' ich dich nicht schon gesehen?
Ich fühl' durch meinen Geist Erinnerung wehen,
Daß wir einander schon begegnet sind.

Vielleicht in Samarkand's Bazar, da war es?
Vielleicht in eines Urwalds öder Farm?
Vielleicht am Ufer auch des Manzanares?
Vielleicht in glühnder Wüste? Ach, wenn klar es
Mir nur verriethe der Gedanken Schwarm!" — —

Einst hatt' er eine Tochter, wohin kam sie?
(Lang schon verweht ist seiner Jugend Zeit.)
Der Windhauch spielt' mit ihrem Haar und nahm sie
Ins Meer hinab und heut' beweint sein Gram sie,
Damals wog er Dukaten, — heut' sein Leid. —

Er fährt empor. Warum in Gram versinken?
Nichts fehlt ja hier, um hochbeglückt zu sein,
Der Tschibuk rechts, der Mokkatrank zur Linken, —
Doch wo die Tänz'rin, freundlich ihm zu winken?
Sie war voraus bezahlt, er ist allein. —

Der Weg zur Hölle.

Der Herzog von Troppau, Boleslav,
Fühlt schon des Todes Dräuen
Windspiele, Falken und fröhliche Jagd
Nicht mehr sein Herz erfreuen.

Aus seinem Bette springt er wild
Und weist dem Priester die Thüre:
„Was frommt mir Beten, wenn ich schon
Im Busen den Todespfeil spüre!

Den Humpen her und füllt ihn mit Wein,
Der im Keller schläft dreihundert Jahre!
So wie ich gelebt, so end' ich auch,
In Freud' und in Pracht bis zur Bahre.

Nicht bin ich wie ein zagender Christ,
Der seinen Rosenkranz leiert
Und thöricht glaubt, der Sarg sei ein Kahn,
In dem er zu Himmelshöh'n steuert.

Nicht auf den Knie'n, erzitternd in Furcht
Werd' ich das Wachslicht umfangen,
Auf den Lippen Seufzer, das Haupt beascht,
Im Angesicht Todesbangen!

Drum führt mir den edelsten Rappen sogleich
Hierher an mein Sterbelager!
Ein Meer von Rubinen sein Sattel sei,
Die schönste Schabrake trag' er.

Sein Zaum erglänz' im Smaragdenlicht,
Das glänzende Strahlen soll weben;
Ich steige auf's Roß und reite sodann,
Wie ein Held, in das künftige Leben!" —

„Wahr sprichst du," Jadwiga, die Fürstin rief,
Die blasse mit grauen Haaren;
Aus der Fensterwölbung trat sie hervor,
Wie ein zürnender Geist zu gewahren.

„Wahr sprichst du. Laß satteln nur dein Roß.
Wahr sprichst Du, Herzog, — doch reiten
Wirst du allein nicht zur Hölle den Weg,
Noch Jemand wird dich begleiten.

Noch Jemand springt auf das Roß dir nach
Und wird sich neben dich setzen; —
Eine wilde Jagd im Galopp wird das sein,
Eine wilde Jagd voll Entsetzen!

Zur Rechten ſitzt deiner Geliebten Geiſt,
Die du zuerſt dir erwähltest,
Die eingemauert im Kloſter du
Am Tag, da du mir dich vermältest.

Zur Linken, du Mörder, da ſitzt der Geiſt,
Der Geiſt deines armen Kindes, —
Und was dir folgt bis zum Höllenthor,
Meine grimmigſten Flüche ſind es.

Dich wird deiner Opfer Geiſterſchaar
Im Schlafe quälen und Wachen!
Fürwahr, das wird ein luſtiger Ritt!
Die Hölle, — hörſt du ſie lachen?“ — — —

Das erste Opfer.

In alter Cedern tiefem Dunkel
An Edens Thore Ariel stand.
Nach Tagesgluth, beim Sterngefunkel
Erfrischt im Thau sich rings das Land.
Der Schakal heult durch Felsengründe,
Schilfähren zittern leis im Winde,
Des Engels Schwert in glüh'nder Pracht
Durch Edens Bäume sendet Helle,
Beleuchtet eine Felsenstelle,
Wo zwei Gestalten birgt die Nacht.

Die eine liegt, die andere knieet,
Und schauerlich klingt, was sie spricht.
Es ist, als ob sich einer mühet
Zu beten, und vermag es nicht.
In wilder Glut die Augen blitzten,
Indeß im andern blutbespritzten
Antlitz das Aug' erloschen war.
Wild auf vom blut'gen Boden springt er,
Schlägt sich die Brust, die Hände ringt er
Und rauft, verzweifelnd, Bart und Haar!

„Jetzt, willst du Gott, im Donner fluche!
Du Schakal, still' die Raubbegier!
Ins Gras dort unterm Felsenbruche
Warf ich die Keule ab von mir.
Sie ist voll Blut. Entfesselt kauert
Auf ihr der Tod. Sieh, wie er lauert,
Zum erstenmal schaut in die Welt!
Gott! Bist du wirklich Weltgebieter,
Den Blitzstrahl schleud're auf ihn nieder,
Der ihn aufs neu' gefesselt hält.

Noch sitzt er zahm auf meiner Keule
Und schaut mit Bangen um sich her, —
Fühlt er sich frei, durch alle Theile
Der Welt dann, mordend, schreitet er,
Als Wurm die Frucht, als Frost die Blüthe
Vernichtend. Was im Frühjahr glühte
Voll Leben, stirbt im Herbste schon, —
Sein wird die Welt! Auf den Ruinen
Wird er, vom blut'gen Licht beschienen,
Frohlockend sitzen und voll Hohn!

Was du geschaffen in sechs Tagen,
Ein Nichts wird es durch seinen Hauch.
Ich rief ihn — soll die Welt mich tragen?
Soll, der ihn rief, nicht sterben auch?
Was zagst du mich zu strafen? Bebst du,
Du Gott, vor ihm, wie ich? Was webst du
Dich still in Purpurwolken ein?
Blick' auf die unschuldige Erde!
Wach' auf, daß ihr Erbarmen werde,
Laß nicht dem Tod geweiht sie sein!"

— — — — — — — — — — — —

Er ſank zur Erde und verhüllte
Sein Antlitz. Aus dem Nebel hob
Der Tag ſich, der die Welt erfüllte,
Mit ſeinem Glanz das All umwob.
Ein Leu, der an dem Fluß erwachte,
Laut brüllend Morgengrüße brachte
Der Sonn', die aus dem Meere kam.
Kain erbebt'. In ſeiner Seele
Regt' auch ein Leu ſich, den ſein Fehle
Gebar — Gewiſſen iſt ſein Nam'! —

Mitleid.

Ein grauer Morgen! Nebel auf den Zweigen!
Die Sonn' verhüllt' noch finst'rer Wolkenreigen,
Die Nacht schien mit dem Tage sich zu mengen!
Niemals vergeff' ich's. Unter ernsten Klängen
Trug eine Leiche man zum ew'gen Frieden.
Ich folgte nach. Der von der Welt geschieden,
War schon ins Grab versenkt, schon rollen
Erdhaufen nieder, die ihn decken sollen, —
Da brach die Sonne vor, die Welt zu grüßen,
Ins Grab ließ sie den hellsten Lichtstrom fließen,
Mir däucht', ich sah sie selbst herniederschweben,
Dem Grabe ihre Aureole geben,
Als wollte sie darinnen Licht verbreiten,
Bevor man es verschließt für alle Zeiten.
Empor sah ich, bewegt vom Dankessehnen,
Des Himmels Mitleid rührte mich zu Thränen. —

Illusionen.

Der Saal war voll. Ich trat hinein und sandte
Den Blick umher. Was war es, das ihn bannte?
Ein Mädchen am Klavier; die Blicke ruhten
Auf einem Notenblatt. Die dunklen Fluten
Des Haares sah ich nur. Ich dachte: Blenden
Muß ihre Schönheit und Entzücken spenden.
Ich sah im Geist auf jugendfrischen Wangen
Der süßen, zarten Unschuld Rosen prangen.
Auf Erdbeerlippen sich ein Lächeln wiegen,
Den Strahl der Ruh' auf ihrer Stirne liegen,
Dem Marmor gleicht sie, mondlichtübergossen!
Und weiter träumt' ich, wie im Kinde sprossen,
Eh' es zur Jungfrau aufblüht, Sehnsuchtsgluten.
Dies alles zeigten mir die dunklen Fluten, —
Dem Maler glich ich, der sein Werk vollendet;
Da faßt mich Furcht, daß sie zu mir sich wendet
Und, was so schön ich träumte, mir vernichtet.
Ich hielt zur Erde meinen Blick gerichtet
Und floh hinweg, das Bild in meiner Seele.

— — — — — — — — — — — — — —

O, Illusionen! Ach, warum, eh' scheele
Und rauhe Wirklichkeit uns bringt das Leben,
Vermögen wir nicht höhenwärts zu schweben!
Seht! Euren Abglanz tragend tief im Herzen,
Erlebt ein jeder der Enttäuschung Schmerzen. —

Psyche und Satyr.

An Alfeus üppig blühn'dem Uferrand,
Vor sich des Flusses klare Spiegelflut
Und hinter sich der Wälder stille Pracht,
Den blauen Himmel über ihrem Haupt,
Durch den, wie Ketten weißer Rosen, zog
In langen Linien ein Störcheschwarm,
Saß Psyche in Gedanken eingewiegt,
Halb noch ein Kind, halb eine Jungfrau schon;
Hinab zur Wellenfläche schaute sie,
Die unterm Silberschaum sich kräuselte.
Im traumerfüllten Auge Psyches flammt
Es auf, dem Blitze gleich, der im Azur
Der Juninächte donnerlos erglänzt.
Ihr Blick eilt nach dem hohen Flug der Vögel,
Die kleiner wurden in des Aethers Meer,
Darin, Schneeflocken gleich, verschwanden, dann
Hervor sich wieder wagten, ähnelnd so
Des Weines Perlen im gefüllten Becher,
Sah ihnen lange nach, — ein tiefer Seufzer
Erzittern machte ihres Busens Wellen,
Des zarten Busens, der zwei Knospen glich,
Die einem weißen Rosenstrauch entsprießten.
Dann lächelte sie still und träumerisch,
Beschaute mit der Freude eines Kindes
In heller Fluth die Weiße ihrer Glieder.

Heut' ist's das erstemal, daß sie verlassen
Die gold'nen Säle des Olymps. Und schön,
Wie eine Braut, sah sie vor sich die Erde.
Gleich einem Feiertag erschien ihr Alles;
Der Vogel, wie ein Wunder, und die Biene,
Die Honig suchend, bis zum Strome sich
In eine aufgeblühte Wasserrose
Verirrte, däucht' ihr in der Sonne Strahlen
Wie ein belebter, kleiner Funke aus dem
Durchglänzten Regen, welcher täglich strömte
In Helios Kreisen, um in Mitternacht
Am Himmelszelt die Sterne zu entflammen.
Sie wagt die Lotosblume nicht zu pflücken
Und als der Fluß ihr Ebenbild ihr zeigte,
Da breitet sie erstaunt die Arme aus,
Als wollt' der Schwester in den Arm sie fliegen,
Doch die vermeinte Schwester auf dem Grund
Auch breitet aus die Arme, lächelt auch —
Der Strom erbrauste und die Vögel sangen,
Des Waldes Rauschen drang von ferne her
Und über ihrem Haupt die Störche flogen.

„Die Erd' ist schön, ist schöner als der Himmel.
Rings Duft und Jubel, Frieden rings und Ruh'.
Und welch' ein Leben! Früh schon aus dem Moose
Die Erdbeer' lockt mich an durch ihren Purpur,
Und in dem Glanz der Mittagssonne beut
Der Blüthenkelch mir frischen Thau. Der Wald
Giebt mir ein Lager, Wiesen geben Blumen,
Nach was ich mehr mich sehnen soll — nicht weiß ich's."

So halb durch Worte, durch Gedanken halb
Vergnügte Psyche sich, zur Fluth gebeugt
Und schaute gern, — denn trotz der Jugend war
In ihrer Seele schon erwacht das Weib, —
Auf ihre Schönheit, sich im Wasser spiegelnd,
Korallenlippen, die ovalen Glieder,
Den weißen Busen, Goldglanz ihres Haares,
Und lachte laut, und in die Hände schlagend,
Ward wieder sie zum Kind, das weiter träumte:

„Voll Schönheit ist, was in der Fluth ich schaue,
Nur eins ist, das mir dennoch nicht gefällt.
Warum auf meinem Nacken wiegen sich
Azurne Flügel, feingewebt und leuchtend?
Ich sah was fliegen auf den Wasserfluthen,
Das solch ein Flügelpaar gleich mir besaß,
So feingewebt und wie Metallglanz leuchtend;
Das irrte, wie der Traum durch meine Sinne,
Von Blut zu Blüthen in die Wellenfluth.
Verschwand dann irgendwo im grauen Schilfe,
Wie meines Angesichtes stilles Lächeln.
Es schlief etwas des Mittags in den Blüthen
Und hatt' ein gleiches, leichtes Flügelpaar,
Auf dem Azur sich mit dem Purpur eint.
Warum soll aber ich die Schwingen tragen?
Des Abends sah ich, eh' der Mond noch glänzte,
Mit mir verwandte und mir gleiche Wesen
Sich nah'n im lichten Reigen dieser Flur,
Im Fluß sich baden, aber keine drunter —
Und waren ihre Glieder stärker doch, —
Auf ihrem Rücken trug ein Flügelpaar.

In eines Baumes Höhlung früh verbarg sich,
Durch meine Schritte aufgescheucht, ein Weib,
So schön, wie ich und gleichfalls ohne Flügel.
Warum muß ich nur sie am Rücken tragen?"

Und wieder blickt sie träumend in die Fluth.
Nicht wußte sie, daß nahe ihr im Schilfe
Schlief Satyr. Sieh! jetzt ist er aufgewacht!
Es war nach einem nächtlichen Gelag
Noch feucht vom Weine sein zerzauster Bart.
Er rieb die kleinen Augen sich und grinste,
Wälzt' sich im dichten, hohen Schilf, um wieder
In neuen Schlummer zu versinken, als er
Das holde Kind erblickte nah dem Ufer.
Er duckte sich und schlich, vom Schilf gedeckt,
Zur Psyche hin. Sein Auge glänzt im Schilfe
Irrlichtergleich. War ihr schon ziemlich nahe,
Legt' auf den Bauch sich und sein schweres Haupt
Auf die behaarten, rauhen Hände stützend,
Grinst er sie an, die ihn noch nicht bemerkt.
Doch länger kann er nicht mehr an sich halten,
Schnalzt mit der Zunge; halb' ein Seufzer war's
Und halb ein Schrei, was seinem Mund entschlüpfte:
„Wie ist das Kind doch schön, ein junges Lämmchen!"

Erschreckt ihr Haupt wandt' Psyche nach ihm um
Und sieht den Satyr. Ha! Ein Ungeheuer!
Sie zitterte wie Espenlaub, er aber
Schlich immer nah und näher auf sie zu.
Wie eine Fackel glüht sein Aug'! Voll Gier
Spannt sich auf seinen Händen jede Muskel!

Schon hebt den Arm er, sie in seinen Schooß
Hinabzureißen, weithin gellt sein Lachen, —
Da breitet Psyche ihre Flügel aus
Und schwebt, libellengleich, hoch überm Strome,
Erhebt sich zum Azur gleich buntem Falter
Und niederklingt ihr silberhelles Lachen,
So wie das Girren holder Turteltauben,
Das durch die grauen Felsen lärmend tönte,
Wenn in der Sonn' die dunklen Wälder schlummern
Und in die Flüße schaut der heiße Mittag.

Als Psyche aus der Höhe niederschaute,
Sah sie, wie der betrog'ne Satyr sich
In einen Schwarm von Nymphen stürzt, die baden,
Wie eine er mit starkem Arm erfaßte
Und mit sich zog in eine wald'ge Schlucht,
Er lachte grinsend, doch die Nymphe weinte,
Sie war so schneeig weiß, er war so schmutzig.

Und nie mehr hat sich Psyche je gewundert,
Warum ein Flügelpaar schmückt ihren Rücken.

— — — — — — — — — — — —

O Poesie! Wie in den Staub des Alltags
Die Wirklichkeit dich oftmals zerren möchte!
O, welch' ein Glück, daß du beflügelt bist,
Ein Gast auf Erden nur, entfliehen kannst
Zurück in deine Heimat, Kind des Aethers!

Lied von den Sternen.

Grün der Auen, Meeresrauschen,
Töne, Farben, Windesfächeln
Sind die Sprache, die der Erdgeist
Redet unter Schmerz und Lächeln.
Aber Jauchzen dringt von Sternen!
Harmonie in weite Fernen
Sendend, und mir däucht, des Gottes
Herz schlägt hinter Sternen.

Lauter Ruf: „Kraft, Hoffnung, Leben"
Aus den gold'nen Sternen klinget.
Seht, ihr Schein ist Kraft des Weltgeist's,
Der die Materie durchdringet.
Einst das Chaos ward, das ganze,
Eingehüllt vom Strahlenkranze,
Legionen Sterne blühten
Überall auf im Glanze.

Nun verhüllts bei Tage seine
Knechtschaft hinterm Wolkenschleier
Und verhüllt bei Nacht sie in der
Himmelsblumen gold'nem Feuer.

Ach, ich fühl', daß in dem weiten
Sternenmeere Engel schreiten,
Fühl', wie Friedensperlen tief in
Meine Seele gleiten.

Strahlet nur in hehrem Glanze!
Mögt ihr spiegeln euch im Meere
Stille Sterne, Riesenwelten,
Oder in der trüben Zähre, —
Immer seh' ich flammend schweben
Euren Ruf: „Kraft, Hoffnung, Leben,"
Fühl' als ew'ge Mahnung ihn durch
Meine Seele beben. —

Ahasvers Frühlingslied.

Mutter Erde!
Neu geschmückt erglänzest
Du in meinem müden,
Staubgetrübten Blicke.
Um die Schläfen wieder
Windest du dir Kränze
Duftender Gesträuche, grüner Wälder;
Deine Träume, die so lange schliefen
Unterm Eis des Busens,
Fliehn mit Lerchenflügeln
Zum Azur des Himmels.
Glücklich bist du Mutter!
Eingewiegt in Ruhe
Und mit stillem Lächeln siehst du, wie auf
Deinem Busen Blumen sprießen, wie um
Deine Hüften sich die Flüße winden,
Wie ob deinem Haupte schwebt die Sonne! —

Ich muß weiter ziehen.
Ach, die Mutter ruht in selgem Frieden,
Doch der Sohn aus ihrer
Brust trank mit der Milch der Schuld auch Sensucht,
Unersättlich mächt'ge,

Welten zu erkennen,
Mit der Seel' zu faſſen,
Was ſich ewig birgt in ew'ger Ferne.
Wer mich jagt? Nicht weiß ichs.
Doch ich weiß, daß, wenn die weite Erde
Sich verlör im Abgrund,
Ewig doch ich müßte weiter irren,
Zu den Sonnen, Sternen,
Nebeln, durch den Aether
Bis zur Schwelle hin der Ewigkeit, —
Nirgend find' ich Ruhe! —

Gütig biſt du Mutter!
In Ruinen ſtand ich
Alter Städt' und Kirchen,
Stand in Cirkustrümmern;
Über ſtaub'ge Plätze,
Wo ſtatt Zuſchauer nur Schatten ſitzen,
Wandl' ich mit dem Monde.
In den Staub, der auf den
Bildern liegt und Säulen,
Aſche der Jahrhunderte ich ſchüttle,
Doch aus ihr du windeſt
Noch vor meinen Blicken, den erſtaunten,
Grüne Epheuranken,
Wandelnd Gräber ſo in Wiegen. Was ſind
Dir Jahrhunderte, was
Menſchen? Mögen ſie in deinen Wäldern
Ihren Göttern baun Altäre, mögen
Sie in deinem Buſen wühlen,
In den Schläfen deines felſ'gen Schädels,
Dir iſt's gleich, du lächelſt weiter,
Wiſſend, daß der Menſch kommt und vergeht;

Aber du in deiner ew'gen Ruhe,
In die gern ich stürzte, wie in einen
Abgrund, lächelst leise,
Achtend nur auf Streit und Kampf der Winde,
Sturmgeheul und stillen Frühlingsregen,
Nacht und Morgen! —

Nicht vermögend deiner Ruhe Glück in
Worten auszusprechen und Gedanken,
Lächelst du, — wie bist du glücklich Mutter! —

Satans Fall.

So blüht' einſt auf die Lieb' im Menſchenherzen,
Wie Roſen, ſpendend Duft und Licht.
Den Satan bracht' der Strahlenkranz in Schmerzen:
Er ſtarb, das Licht ertrug er nicht.

Nun herrſchten Fried' und Glück. In ihren Reichen
Goldähren ſprießten auf der Flur,
Selbſt Kronen wurden, ſonſt der Allmacht Zeichen,
Der Armuth ein Almoſen nur.

In ſeiner Hehre hat ſelbſt Gott vergeſſen,
Daß einmal Satan hat gelebt;
Er glaubt, ein Schatten war's nur, den vermeſſen
Die Erde um ſein Haupt gewebt.

Thorwaldsen.

„Brauf' nur, du Sturmwind, brause wild!
Wenn Baum und Strauch in dir sich wiegen,
Da laß ich froh den Meißel fliegen,
Ist meine Seele glutherfüllt.
Ich flattre nach im Geiste dir!
Erloschne Kräfte neu durchdringen,
Sehnsuchtgeweckt, den Busen mir
Und meiner Seele wachsen Schwingen.
Begeistrungsfunken, angefacht
Zur Flamm', durchlodern mich mit Macht!

O, wahrlich, das Gefühl ist groß,
Wenn meine Hand das Bild, das lange
In meinem Innern treu und bange
Gehegt ich, in den Marmor goß.
Sieh! Jeder Hammerschlag enthüllt
Hier neue Reize, Bild auf Bild!
So aus dem Kelch der Lilie hat
Sich losgelöset Blatt um Blatt,
Ehe zur Knospe sie erglüht ist,
Bis plötzlich Morgens sie erblüht ist,
Als junge Lilie, prachtumhaucht,
Den Kelch in's Licht der Sonne taucht.

Brauf' nur, du Sturmwind, brause wild!
Wenn Baum und Strauch in dir sich wiegen,
Da laß' ich froh den Meißel fliegen,
Ist meine Seele glutherfüllt!"

Nacht schwand. Sein Licht der Morgen sendet,
Das Werk des Meisters ist beendet.

Amor und Psyche! — — —
Welche Feinheit
In dieser wunderbaren Einheit
Der Glieder, die vom Reiz umflossen,
Der hehrem Zauber scheint entsprossen!
In diesen göttergleichen Zügen,
Darin sich Schönheit, Anmut wiegen,
Welch' Liebesfeuer! — Wirr gemacht
Ist selbst der Meister durch die Pracht
Des Einklangs, der im Werk sich findet;
Doch bald befreit vom Bann er sich
Des Staunens, die Bewund'rung wich,
Und in das Herz des Künstlers windet
Die alte Schlange Mißtraun sich:

„Schuf drum ich dich mit Müh' und Sorgen,
Ward drum mein Innerstes bewegt,
Daß, unzufrieden mit dir, morgen
Dich meine eig'ne Hand zerschlägt?
Ach! Ob's nicht bloße Leidenschaft ist,
Sehnsucht der Seel', die ohne Kraft ist?
Das Blut, das hämmernd in mir glüht,
Vergiftend mein erkrankt' Gemüth?
Ob nicht die Kunst vielleicht betrog mich?

Ob, wenn mein Hammer sich erhob,
Göttlicher Abglanz ihn umwob,
Oder Begeist'rung nur belog mich,
Ein blinder Eifer nur bewog mich,
Den Meißel zu erfassen? — Höre
Du Gott mich, den ich jetzt beschwöre!
Mitleid gewähre meiner Pein,
Mir im lebend'gen Blitz' erschein'
Und durch ein plötzlich' Wunder sprich,
Ob für die Kunst berufen ich!" —

Und schwarze Nacht verbreitet sich,
Ausspühend wildes Element.
Gestirn am Horizont verbirgt sie,
Mit ihren Schwefelblitzen wirkt sie
Ein Diadem in's Firmament.
Im Schoß der Felsen widerklingt
Klaglied des Sturmes. Weithin dringt
Der Blitze Feuer durch die Nacht,
Begleitet von des Donners Macht.

Auf seinem Lager träumt und bebt
Der Meister, wie ein schwankes Rohr
Im Winde. Da tönt an sein Ohr
Der Donner. Aus der Werkstatt hebt
Die Flamme sich und schreckensbleich
Springt er vom Lager auf sogleich.

„Nicht blendet Sinnestäuschung mich!
Jetzt sprichst du Gott im Blitz zu mir,
Schon kenn', schon kenn' dein Zeichen ich!"

Als aufſchließt er der Werkſtatt Thür,
Von wilder Glut das Herz erfüllt,
Sieht er erſtaunt, erſchreckt, wie wild
Sich Alles hat in Eins verwirrt.
Doch von den Blitzen unberührt,
Aus Trümmern, die ſie rings umgeben,
Amor und Pſyche ſich erheben!
Den Raum erſchüttern Donnertöne,
Durchzuckt der Blitz — ſie aber ragen
In ihrer ewig-friſchen Schöne,
Als wollten ſie dem Meiſter ſagen:
Was Gott im Blitz verſchont, geweiht
Iſt es für alle Ewigkeit. —

Und in den Staub der Meiſter ſinkt
In tiefem Sinnen, tief erſchüttert.
Der Sturm, der Nachts ihn heut' umwittert,
Erlöſung ſeinem Zweifel bringt,
Und der Gewölk bisher durchglänzt,
Der Blitz in ſeinem Lauf hält ein
Und hat des Meiſters Stirn' umkränzt
Mit künft'gen Ruhmes Glorienſchein. —

Reiſen.

Wie träumt' ich gern in meiner Jugend Zeiten
Von künft'gen Reiſen über Land und Meer!
Dahin mein Traum! den Weg zum Amte ſchreiten
Muß Tag für Tag ich heute hin und her.

Hoch aufgerichtet vor mir Aktenſtöße,
Grau, wie der Nebel draußen und der Schnee!
Ich neig' mein müdes Haupt — in hehrer Größe
Manch' Bildniß ich dem Dunſt entſchweben ſah!

Ich ſchließ das Auge; — ferne, ferne Länder
Durchſchreite ich in meinem ſüßen Traum.
Ich lehn' im Geiſte an des Schiffs Geländer
Und ſchau von Brücken in des Abgrunds Raum.

Und rings um mich, als wie ein Wunder
klingt es, —
Die Tint' in meiner Feder trocknet ein, —
Geheimnißvoll im Ofen glüht und ſingt es,
Wohin mich Sehnſucht treibt, glaub' ich zu ſein.

Mein Aug' wird feucht. Mein Wort kann's Euch
nicht ſchildern
Gebannt, im Geiſt ich eine Welt durchſtrich!
O, wahrlich! Niemals ſchwelgt' in kühnern Bildern
Vor ſeinem Schreibtiſch jemand, ſo wie ich. —

Abend in Paris.

Die Luft ist grau. Des Westwinds Flügel jagen
Wie Feuer durch das Laub, daß Funken sprühen!
Im matten Licht der Häuser Fenster glühen,
Wie Augen Sterbender, wie letztes Fragen.

Wie Donner klingt Gerassel her der Wagen,
Irrlichtern gleich der Tiefe Lampen ziehen, —
Felsriesen gleich, die auf zum Himmel fliehen,
Seh' Trocadero ich in's Dunkel ragen!

Das Abendroth erlischt. In's Grau verschweben
Wie ein Phantom die Brücken, die wir schauen,
Doch in der Tiefe donnert fort das Leben.

Wo ist das Ziel, das Aller Schritte leitet
In diesem Wirbel? Staunen faßt und Grauen
Den fremden Geist, der durch das Dunkel schreitet. —

Nirvana.

Noch, müder Wand'rer, dieſe Pforten;
O, poch' an dieſe letzte Thür!
Im ew'gen Frieden zeigt ſich dorten,
Was dir verhüllt geblieben hier,
Daß ein Geſchöpf du warſt, vergißt du,
Gelangſt an deines Kampfes End', —
Wie in der Erd' die Wurzel biſt du,
Die nicht der Zeiten Wechſel kennt. — —

Doch, wenn die Lockung iſt vergebens?
Wenn ſich erneut das alte Lied?
Du weiter glüh'nde Qual des Lebens
Duldeſt als Zell', Atom und Blüt',
Bis du im Menſchen, im verdammten,
Kommſt zum Bewußtſein rück und ſiehſt,
Daß all' die Schmerzen neu entflammten
Als Ring, der ewig dich umſchließt?

Was bleibt dir? Ew'ge Laſt zu tragen
In Reſignation. Als Held
Siſyphusarbeit kühn zu wagen,
Zu pflücken Blüt' und Dorn im Feld,

Im Weltenwirbel ungebeuget,
Verachtend Ruhm und Neid und Spott,
Zu horchen, wie im All ſich zeiget
Nur Lebenskraft als einz'ger Gott!

Zwei Thränen.

O, finst're Kluft, in die sich unser Leben
Hinabstürzt, wie ein wilder Katarakt,
Wie ein Gebirg' aus Träumen, Leid und Täuschung,
Bis es am Grund der Ewigkeit zersplittert,
Zerfließet in ein Nichts, wie Blütenthau,
Nie hat mich deine Tiefe so gelockt!
Ich seh' dich jetzt, — aus deiner düstern Tiefe
In mein erschreckt' Gehör klingt eine Fabel,
Die einfach seltsam, — aber hörenswert.

In früh'rer Zeit fuhr einst im fremden Lande
Ein armer Gaukler abgeirrt vom Wege,
Auf unwirtlichen Pfaden finst'rer Wälder.
Ob dem Gebirg zog sich ein Sturm zusammen.
Der flügelreiche Wind, sein Herold, bog
Vor ihm der Bäume Wipfel, Vogelnester
Durch seinen Flug zur Erde niederschleudernd.
Die ersten schweren Regentropfen näßten
Den Staub, der sich am Wege angehäuft.
Fernher erbrauste drohend das Gewitter,
Als ob des Sturmes Engel mächtig pochte
An die verschloss'nen Thore der Natur,
Mit dumpfen Donnern seinen Einzug feiernd.

Und wie im Zorn er seine Locken schüttelt,
Da fällt von seinem Haupt manch' gold'nes Haar,
Als rother Blitz hinschwebend durch die Wolken.
Vergeblich trieb das Pferd der Gaukler an
Zu größ'rer Eil'. Des Himmels finst're Wölbung
Durchbrach gleich einem Sturzbach schon der Regen,
Durchnäßte seines Wagens grobe Decke.
Abhänge hemmten das zerbrochne Rad,
Das müde Pferd konnt' nicht mehr von der Stelle,
Und in des Donners Brüllen, Windes Heulen,
Der Bäume Rauschen und des Gauklers Fluchen
Mengt sich klagend der Angstruf eines Menschen,
Der preisgegeben ist dem Zufallspiele
Der Elemente, seinen ew'gen Feinden. —
Am Wagen, unter seiner feuchten Decke
Windet ein blasses Weib in Schmerzen sich.
Des Elends Gier hat ihre Kleider, die es
Wohl nicht ein einzigmal verließ, durchlöchert,
So bleichem Hunger, grimmigster Verzweiflung
Einlaß bereitend im Geleit von Seufzern.
So lag sie auf der Marionettentruhe,
Halb in ihr Kleid des Körpers Blöße hüllend,
In bunte Fetzen halb, dem Kleid des Gauklers,
Deß drollig Aussehn mit dem Schmerz des Weibes
Wie teuflisch' Hohngelächter sich vereinte.
So lag sie da im krampfhaften Verzweifeln;
Ein jeder Stoß des Wagens, auch der kleinste,
Warf in den Abgrund sie der größten Qual,
Und immer währte noch des Sturmes Wut.
Da taucht' am Waldesend' ein Felsen auf
Und eine Grotte zeigte sich dem Blicke.
Sieh'! Über ihr, gleich einem Dach, ausbreiten
Die Arme brüderlich zwei Rieseneichen

Und unter ihnen, auf vergilbtem Laub
Wand zitternd ein durchnäßtes Vöglein sich.
Die Grotte nahm der Gaukler sich zum Ziel;
Band los das Pferd, den Wagen stellt' er nah
Der andern Seite auf, wie eine Schutzwand.
Dann gieng er in den Wald, um Moos zu holen,
Bereitet draus dem Weib ein ärmlich' Lager.
Kopfkissen wurde ihr sein eigen Kleid,
In trocknes Moos hüllt' er die nakten Füße,
Auf sie gebeugt, wie übers Kind die Mutter,
Wärmt' er mit seinem Mundhauch ihre Hände.
Und als sie stille ward, aufhört' zu schluchzen
In leisen Schlummer allgemach versank,
Liebkost' er ihre Schläfe, küsst' die Stirne
Und setzt' sich dann im schmerzlich-tiefen Sinnen
Auf einen Reisighaufen, nah dem Wagen,
Das Haupt in seine Hand stützt' er und lässig
Blies er den Rauch aus seiner letzten Pfeife.

Der Sturm trieb seiner Feuerrosse wildes
Gespann langsam bis hinter das Gebirg',
In einer Felsschlucht schlief der Donner ein
Und nur zuweilen, wie aus schwerem Schlummer,
Erweckt er sich durch düstern Widerhall.
Der Regen fällt aufs Laubwerk langsam nieder
Und leise rauscht er Märchen, düstre Märchen,
Bis sich ihr Nachklang in das Herz verirrt
Und aus dem Aug' als Thräne überquillt.

Woran nur denkt der Mann dort unterm Felsen?
Denkt an sein Leben er, unstät und elend?
Denkt er ans Schicksal, das blind niederfallen
Läßt sein Gewicht aus der allmächt'gen Hand?

Denkt er an Ewigkeit, die einst in kalter
Umarmung einschließt Könige und Gaukler?
Daran nicht dacht' er, — seines Leides Erben
Erwartet er, ihm ahnt, in diesem Sturm
Wird ihm ein Kind von seinem Weib geboren;
Nun wartet er, bis dessen erstes Weinen
Zum Vaterglück ihn weckt aus seinem Sinnen.
Was lockt' er in das unwirtliche Sein
Solch' eines Lebens das unschuld'ge Kind,
Des Himmels Blüte, Seele eines Engels?
Mit was bewillkommt er das Kind im Leben?
Und welch' ein Glück dem Ahnungslosen bieten?
Nur altes Elend, Vagabundenleben,
Almosen nur der eisigen Verachtung,
Zerlumpte Kleider, Thränen auf den Wimpern, —
Das wartet dein im bunten Lebenswirbel
O, theures Kind, sieh' her! das ist dein Schicksal! —

So grübelte der Mann in schwerem Sinnen,
Des Regens Rauschen im Gebüsch verstummte,
Der Wolkenschleier, hier und dort zerrissen,
Dem Aug' Azur des Himmels wieder zeigte.
Dem Manne schien's, daß leises Weinen ihn
Zum Wagen rufe. Stille aber wiegte
Ihn wieder ein in neues Träumen. Horch!
Klang jetzt das Weinen deutlicher nicht her?
Und jetzt, da er zum Wagen zögernd schlich
Schwankenden Schrittes, klang es leiser wieder.
Des Gauklers Hand in Ungewißheit bebte,
Als sie die rauhe Wagendecke faßte.
Als er sie hob, da glänzte hell der Mond —
Wie Lampenschein umhüllt ein Hochzeitslager —
Hier auf ein Todtenbett! — Was sah der Mann?

Das Weib in friedlich-süßem Schlafe drückte
In Mutterwonne an ihr Herz die Frucht
Trauriger Lieb', geboren unter Thränen.
Des Kindes Bläſſe machte irr den Mann, —
Nur einen Blick, — nur einen, — nah und näher, —
Die kalten Lippen, — ſtarren Augen, — — hier
Hat mit dem Tod ſich die Geburt umarmt. — — —
Und ſchweigend ſah der Gaukler auf zum Himmel,
Auf ſeine bleichen Hände, krampfgefaltet,
Fiel eine Thrän' aus dem erloſch'nen Auge,
Gleich einer ſelt'nen Perle, die gefallen
Aus einer Gotteskron'. O, welch' ein Leid
Verbarg ſich wohl in dieſer einen Thräne!
Wie viel getäuſchter Hoffnungen und Träume!
Und dennoch dankte jetzt der Gaukler Gott,
Daß er die Kindesſeele aus dem Körper
Zurückgeführt in ſein beglückend' Eden.
Und lange ſtand er ſtill und regungslos . . . . . .
Der Mond nur ſchaute durch zerriſſ'ne Wolken,
Nur Regentropfen flammten auf den Blättern
In ſeinem Licht im zaubervollen Glanz. — — —

O, daß in dieſem Augenblick der Engel
Des menſchlichen Geſchicks vorüberflöge!
Weit mehr vermöcht' er hier zu lernen, als
Aus der Bewegung aller Himmelskörper,
Als aus dem Uhrwerk, das ſich Weltall nennt. —
— — — — — — — — — — — — — —

Mein Lied in dieſem Augenblick flog weiter,
Bis ſeinen Flug es einſtellt in der Hauptſtadt.
Nacht breitet ihre ſternenreichen Schwingen
Über Paläſte, Kirchen, Thürme, Brücken.

Das Königsſchloß am Flußesufer ragt,
Umhüllt von Dünſten, in die dunkle Nacht
Wie ein Fantom empor. Der Lampen karges,
Bebendes Licht erhellt durch matten Schimmer
Die Straßen. Schatten huſchen ſcheu vorüber.

Und Stille überall! Nach und nach verlöſchten
Im Königsſchloße auch die gold'nen Lampen
Und in den langen, finſt'ren Corridoren
Der Wächter dumpfe Schritte widerhallten.
Im Schlafe Alles! Nur der König wälzte
In bangen Zweifeln ſich auf ſeinem Lager.
Er ſprang empor, — die Uhr ſchlug Mitternacht.
Der gold'ne Leuchter bebt' in ſeiner Hand,
In der Tapeten ſchweigſamen Brokat
Drückt er des ſcheuen Fußes dumpfen Schritt.
In langen Spiegeln, ſchmückend bunte Wände
Des Gangs, erſchreckte ihn ſein eigen Antlitz.
Jetzt hob der König auf den ſeidnen Vorhang
Und mit der Hand den Schein des Lichts verhüllend,
Im glüh'nden Auge ſchwer bekämpfte Sehnſucht,
Schaut er in's Schlafgemach der Königin.
Zaubriſcher Anblick! Blaß, wie eine Lilje,
Auf weichen Teppichen und weißen Kiſſen
Von Atlas, ſchlief die königliche Frau.
Ihr Buſen hob ſich unter ſchweren Seufzern,
Die reiche Flut des glänzend ſchwarzen Haares
Umkreiſt' ihn, wie der Flügel eines Raben
Im leichten Flug berührt den weißen Schnee.
Der König lauſchte auf des Buſens Athmen,
Der Lippe Beben, — ließ dann los den Vorhang
Und kehrte ſtill zurück zu ſeinem Lager.

Hier stützt' er in die Hand das müde Haupt,
Saß lange so umwebt von Todtenstille,
Dann trat er in den Vorsaal, drin sein Diener,
Ein treuer Wächter seines Denkens, harrte
Bereit, Befehl des Königs zu vollziehen.
Der König sagt' ihm leise seinen Willen,
Und bald darauf, gebeugten Hauptes trat
Der Astrolog in das Gemach des Königs.

„Mein Freund," so redet' ihn der König an,
„Dein Haar ward grau im Dienst der Wissenschaft,
Zum letztenmal heut' fordr' ich deinen Dienst,
Will ihn mit königlichem Danke lohnen.
Nur sprich die Wahrheit, einzig nur die Wahrheit!
Heut', siehe! öffnet seinen Schooß des Himmels
Vergoldet' Buch den Sterblichen. — Erkläre,
Der Hyroglifen tief' Geheimniß mir,
In denen Menschenschicksal ist zu lesen.
O, sage mir, was dies ersehnte Kind,
Thronerbe einst, dem Himmel abgerungen
Durch meines Weibes Thränen und Gebete
Des Volk's, wird seinem Land in Zukunft sein?
Vielleicht in dieser Weil' ist es geboren,
Vielleicht entschied schon dieser Augenblick
Das Glück von langen Jahren, Völkerwohl."

In's Buch des Himmels tauchte gleich der alte
Gelehrte forschend seinen Blick. Es zogen
Sich seine Brauen immer mehr zusammen,
Das trübe Auge flammt' in düst'rer Glut,
Die schmalen Lippen fingen an zu sprechen:

„Heut' herrschet Mars, mein königlicher Herr,
Und schwer wird des Orakels Spruch dich treffen,
Das Kind, das jetzt geboren werden soll, —
O, sänftige dein Leid und dein Erschrecken, —
Der Hölle Nachlaß wird's dem Lande sein.
In seinen Lüsten Nero, wild und toll,
Wird es zertrümmern der Gesetze Schranken;
Im eklen Schlamme wüster Orgien
Wird den Tiberius es überragen,
Im eignen Lande wird es Kriege führen,
In den kämpfen Söhne gegen Väter,
Durch dessen losgelassne Furienrotten
In Gräberstätten wird das Reich verwandelt,
Am bluterfüllten Horizont wird glänzen
In seinem Fluge ein Komet, wahrsagend
Die Hungersnot und glühnden Hauch der Pest;
Was du mit riesenhaftem Fleiß erbaut,
Wird es mit kecker Hand in Schutt zerstreuen
Bis das gequälte, zornempörte Volk
Ihn schleppen wird zu jener Henkersstätte,
Wo Tausenden er selbst das Grab bereitet." — —

Der Alte schwieg und ging aus dem Gemach.
Der König aber blickte lang zum Himmel, —
Was er wohl dachte, — niemand kann es sagen:
Ob er dem Schicksal oder selbst sich fluchte
Weiß nicht mein Lied; doch flog in dieser Weile
Aus dem Gemach der Kön'gin her ein Seufzer,
Begleitet von dem Ton qualvoller Schmerzen
Und eh' der König trat zurück vom Fenster,
Schon meldet fröhlich ihm sein Kammerdiener,
Die glückliche Geburt des Heißersehnten.

Und bald in seinen Armen hielt der König,
Am Lager seines Weibs, das Kind des Schicksals,
Und von den Wällen donnerten Kanonen,
Von allen Thürmen läuteten die Glocken,
Die Luft erbebt' in hundertfachem Hall.
Doch aus des Königs Aug' fiel eine Thräne,
So bitter, brennend, wie die Vorahnung,
Die ihn mit ihrem Eisenring umschloß.
Die Thräne war ein herber Vorwurf, doch
Sie floß umsonst; — der Engel wohl des Schicksals
Bestimmte neuen Welten ihre Bahnen, —
Was ist ihm Elend und was Leid der Völker?! —

Was weiter ist geschehn, nicht kann ich's sagen;
Urkunden alte aber uns berichten,
Der Astrolog wahrsagte lautre Wahrheit. —

Der Wein der Lieder.

Im Frühjahr, wenn der Winzer ihn beſchneidet,
Entquillt dem Rebenſtamm ein Saft in reichen
Perlen, die koſtbar-gold'nen Thränen gleichen,
Als weint der Stamm im Schmerze, den er leidet.

Doch nah'n die Sommertage, ſo umkleidet
Smaragdlaub ihn, verhüllt der Wunden Zeichen. —
Und Trauben habt ihr, wird der Sommer weichen,
Als Luſt der Schmerz dann aus dem Becher ſcheidet.

Je mehr des grimmen Schickſals Schläge dunkeln,
O, Dichter, dir den Frühling deines Lebens,
So heller deiner Lieder Wein wird funkeln!

Vom kranken Auswuchs nur den Geiſtſtamm reine,
Von Lüge, Traum, Betrug des falſchen Strebens,
Dann werden ſeine Thränen Edelſteine.

Ein Kind.

War das ein Lärmen heut'. Vom frohen Ausflug
Zurück nach Hause kehrte die Gesellschaft.
Viel schöner war das Wetter, als am Morgen,
Der Wind und dichten Nebel prophezeit.
Die Luft umkoste mild die Häupter Aller,
Vom Berg die Aussicht war bezaubernd schön,
Daß man nur ungern an den Heimweg dachte;
Doch frohes Plaudern kürzt den langen Weg.
In's Wirtshaus kehrt man ein, sich zu erfrischen,
Nachher ergötzt ein kleines Kartenspielchen; —
Da tritt ein Greis ein in den Wirtshaussaal,
Stellt in den letzten Winkel einen Stuhl,
Nimmt seine Zither und beginnt zu spielen.
Der arme Spielmann! Kam mir vor, wie ein
Zugvogel, der vor'm Wetter sich geflüchtet,
Dem Wind und Regen sein Gefieder arg
Zerzaust. Er spielt' und sang. Wahrhaftig, Gott
Weiß, was er sang. Allein die blauen Augen,
Die aus dem dichten, grauen Barte schauten,
Gleich einem Veilchenpaar, vom Wind auf einen
Schneehaufen hingeweht, dort weiter blühend,
Erzählten von verlorner, gold'ner Jugend.
Er spielt' und sang, doch niemand hört ihm zu.

Zu Ende war er, aber die Gesellschaft,
Ihn nicht beachtend, plaudert ruhig weiter.
Ein kleines Kind nur, das zur Seite sitzt
Bei seiner Amme, das begann zu klatschen
In seine Händchen: „Schön! Noch einmal spielen,
Noch einmal!“ rief es unter holdem Lachen,
Wer sah dies? Niemand! Mir fiel dabei ein,
Wie's manchmal auf der Welt ergeht der Kunst;
Durch meine Seele zog der Bibelvers:
Sein Lob wird von der Kleinen Mund verkündet.
Und weiter dacht' ich, wie oft Kindersinn
Nur ahnend, nicht verstehnd, den herrlichsten
Gedanken rein erfaßt, indeß die Welt,
Die lärmende, gleichgiltig ihn verachtet! — —
Da schien der Mond durch Wolken in's Gemach,
Wob einen Silberkranz um's Haupt des Alten
Und auch des Kindes, — und die Nacht brach an.

Inſchrift für einen alten Becher.

Es glänzt in Silber auf dem Becher
Rubin in dreifach hellem Schein:
„Sieh', was in's Inn're dir, o Zecher,
Aus meiner Tiefe flammt hinein."

Apoll mit lieblicher Geberde,
Vom gold'nen Wagen lächelnd ſpricht:
„Sei im Genuße treu der Erde,
Doch fleug im Geiſt zum Himmelslicht."

Und vom Geſtell, als Laub der Reben
Gebildet, glüht Smaragd herab:
„Die Rebe, die dir treu im Leben,
Will wachſen auch auf deinem Grab."

Gesang des Satyr.

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land
durchstreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Vor mir nur Berg und Wald, der Gärten Blumenflor.
Da schwelgt mein Aug', vom Glanz geblendet.
In mein Ohr
Klingt schläfrige Musik der Wellen.
Ich wärm' mich in der Sonn' — rühr' ich im Schilfe
mich,
Bespritzt mich das Gebüsch mit Tropfen Thaus, doch ich
Seh' lieber Tropfen Weines quellen.

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land
durchstreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Wenn ob Dianens Jagd auch Erd' und Wald erbebt,
Ich lausch' im Schatten, wie die Liebesperlen webt
Die Amsel auf der Schnur der Stille.
Libellenflügel seh', wie Demantglanz so hell,
Ich flattern um die Lotosblume leicht und schnell,
Und zirpen hör' ich gern die Grille.

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land
durchstreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Wahrlich! Mich rührt auch nicht der Flöte süßer Ton,
Den Pan so herrlich lockt, wenn Thäler schlummern
schon,
Im Abendroth die Fluthen blitzen.
Seht! Mich ergötzt der trägen Schnecke Gang
weit mehr,
Kriecht sie im Gras, die Taster ausgestreckt, einher,
Und Wespen, die auf Früchten sitzen.

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land
durchstreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Nur wenn die Hitze groß, in Tropfsteinhöhlen ich
Entfliehe und verberg' im feuchten Grase mich,
Das sanften Winden dient zum Spiele.
Bezaubert vom geheimnißvollen Wellenton,
Gedenk' ich der Dryaden, die vor mir entfloh'n, —
Wie lieb' ich, Grotten, Eure Kühle!

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land
durchstreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Wenn Abend naht, versteckt im Schilfe laure ich
Und schau, wie Erymanthos schöne Mädchen sich
Zum Bad entkleiden. Wenn verlegen
Sie springen in die Fluth, tret' ich hervor! Da spritzt
Die dunkle Fluth empor und auf dem Schilfe blitzt
Ein strahlender Demantenregen.

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land
durchstreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

So wart' ich; flieh'nde Wolken und Musik der Fluth,
Des Schilfs eintönig' Rauschen und der Sonne Gluth
Zum Bad mich locken in die Wogen.
Das dunkle Meergras setzt sich in mein Lockenhaar
Und Perlen schmücken meinen Bart, daß ich fürwahr
Komm wie Poseidon hergezogen!

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land
durchstreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

O, Helios duft'ger Sohn! Schon nah ist ja die Zeit,
In der du schwellen wirst und wie ein Topaskleid
Den nackten Stamm wirst herrlich schmücken!
Preß ich im Becher dich, faßt mich die gleiche Lust,
Als würd' ich, o Maenade, deine nackte Brust
Mit meinen rauhen Händen drücken.

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land
durchstreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Gebt Raum! Denn in die Welt zieht ein die Freude
bald;
Maenaden brechen schon den Thyrsusstab im Wald,
Im Aug' mir glänzt der große Morgen!
Weiß, ich bin rauhen Sinns und häßlich, — gilt mir
gleich!
Unsichtbar ein'ge ich Liebende im Gesträuch,
Bin Freud', am Bechergrund verborgen!

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land
durchſtreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

Ich rege mich im Mund, der küſſen will. Durch mich
Zum Wachsthum kommt der Stoff. Ja, Götter ſelbſt
in ſich
Nicht leugnen können mein Beſtehen!
Da ſich der Götter Herr Europa raubt' als Stier,
Faßt' ich ihn bei den Hörnern, flüſternd: Hör', in dir
Ließ jetzt ſich auch der Satyr ſehen!

Vom Schilf des Ufers rings mein Blick das Land
durchſtreift,
Zufrieden wart' ich, bis am Stock die Traube reift.

So gehn vereint wir . . .

So gehn vereint wir, — Tiefen drohn vergebens, —
Ich, wie Prometheus auf dem Fels des Lebens,
Du über ihm das Blau, das voll Erbarmen
Den Sternenmantel hüllt um Qual des Armen,
Ein morscher Kahn ich, Leuchtthurm du der Wogen!
Ein finster' Grab ich, drauf herbeigeflogen
Die Lerche du mit süßem Lied. Vom Grunde
Sündvoller Tiefe rang von meinem Munde,
Da schon der Geier der Verzweiflung schuf sich
Ein Nest in meiner Brust, ein letzter Ruf sich,
Voll Trotz und Vorwurf nur, nicht mitleidflehend
Und Du als Meteor zogst, Leben wehend
In's Felsgestein, in meine Nacht, verscheuchtest
Die Schatten. Jetzt Du überm Abgrund leuchtest
Als Sonne der Versöhnung meinen Sünden,
Ein Meer durft' ich, statt eines Tropfens finden,
Wollt' einen Strahl, sah Morgenröthe schweben,
Zorn säh' ich, ernte ewiges Vergeben.
Was ist mein Sang, mein Ringen, was ich träumte,
Lichtvolle Hoffnung, — Zukunft, wolkumsäumte
Im Meer der Liebe, das dein Herz durchflutet? —
Weißt Du, wie schläft der Condor? Wo durchglutet

Iſt das Gewölk von rothen Blitzes Quellen,
Dehnt er die Flügel und, umwebt vom hellen
Lichtſchein, im Kampf mit Elementen liegend,
Schläft er ſich auf den eig'nen Flügeln wiegend.
Mein Flügel du! Auch ich auf eignen Schwingen,
Möge ſie drohend auch der Blitz durchdringen!
Fleug ich zur Sonn', darf ruhen ohne Beben,

Du trügſt mich ja, du willſt — und ich muß leben!

Tvardovski's Thräne.

„Warum grollst du? Wein zur Auswahl
Doch genug in deiner Macht war!
Hoffen will ich auch, daß Jungfrau
Noch das Mädchen heut'ger Nacht war!

Aller Elemente Geister
Waren gestern deine Gäste,
Himmelshöhe gab dir Sterne,
Meerestief' der Schätze beste.

Unerfüllbar ist dein Sehnen,
Unbefriedigt, nie am Ziele!
Nicht erfreun dich Wein und Weiber,
Nicht ergötzt dich Glück im Spiele.

Da mag Gott dir selber dienen!
Meiner Künste Born geleert ist,
Mehr als ich dir biete, wahrlich,
Deine kleine Seel' nicht wert ist.

Sprich, was wieder? Leichter wärs noch
Kinderwünschen zu genügen!" —
Hob sein Haupt empor Tvardovski:
„„Was ich will? Die Welt durchfliegen!""

„Welt durchfliegen? Guter Einfall!
Nur geschwinde, soll's geschehen!
Blick empor! Sieh' meinen Mantel,
Wolke dort, im Winde wehen.

Fliegt zu mir her, fliegt zu mir her;
Schwing dich auf, — ich bin schon droben,
Faß den Mantel, — zum Azur, durch
Wolken, trägt er uns nach oben." —

Auf den Mantel sprang Tvardovski,
Satan hielt ihn bei der Hüfte
Und in Wolken, Wind und Nebel
Brausten wild sie durch die Lüfte.

Flogen schnell, wie eine Flocke
Schnee, wie Blütenstaub. Wie Schwingen
Einer Fledermaus flog hin ihr
Mantel, sie an's Ziel zu bringen!

Über Thäler, Dörfer, Äcker
Auf zur Höhe ging die Reise,
Bis ein wilder Sternenreigen
Sie umtanzte rings im Kreise.

„„Nicht zu Sternen! Laß den Flug uns
Zu den Menschen abwärts nehmen!"" —
„Willst du, sei's; nicht weiß ich wahrlich,
Ob sich nicht der Herr wird schämen.

Da es Nacht ist." — Und der Teufel
Grinste höhnisch. Zornerbeben
Faßt Tvardovski: „„Abwärts, sag' ich!"" —
„Ob der Stadt ja sind wir eben." —

Pfeilschnell nieder sank ihr Boot. Im
Nebel, der die Flur bethaute,
Wie im Spiegel all' das Leben
Tvardovski der Stadt erschaute.

Sah' erhellte, menscherfüllte
Säle, — sah, wie über'm Becher
Sich in rauch'ger Kneipe trauernd
Einsam neigt manch' stiller Zecher.

Gold sah' er, das aus der Hand des
Spielers rollt', in Haufen schimmern, —
Und wie in der kalten Stube
Arme Kinder hungernd wimmern.

Sah' die Schande nackt und schamlos
Sich auf üpp'gen Polstern dehnen,
Und die Maid auch, die ihr Mieder
Zögernd ablegt unter Thränen.

Warum aber hält in seinem
Flug ihr Luftschiff inne plötzlich?
„Seufzt der Herr? Ei, darf ich fragen,
Was erscheint ihm so ergötzlich?"

Tvardovski erglüht im Zorne:
„„Weiter Teufel, weiter schnelle!
Was ich sah, macht' mich erzittern
Selbst im tiefsten Grund der Hölle.

Sieh'! Mein Aug' erschaut' ein ärmlich'
Stübchen in den Nebelschleiern.
Kinder knien, die Mutter läßt sie
Ihre Abendandacht feiern.

Siehst du nicht der Kinder Lächeln?
Hörst Du nicht der Kinder Ton auch?
Mutter! Einst mit solchem Kreuzchen
Segnetest Du deinen Sohn auch.

Weiter Teufel!"" — „Herr, unmöglich,
Weiter gehts nicht; etwas zwingt uns.
Was nur ist's, daß unser Mantel
Jener Hütte näher bringt uns?" —

„„Weiter Teufel, schnell nur weiter!
Mirs das Herz bewegt, erschüttert."" —
„Etwas macht den Mantel sinken.
Holla! Schon hab' ichs erwittert.

Wahrlich! Thorheit ist's, die leicht uns
Unglück bringen konnt' und Bangen.
Seht, ihr weintet. Eure Thräne
Blieb am Mantelsaume hangen.

Blies sie fort schon! Solche Thräne
Hat Gewicht, sie zog uns nieder, —
Fliegt jetzt wie ein Stern!" — Und weiter
Durchs Gewölk sie brausten wieder. —

Die Verbannten.

Zwei Wanderer schritten aus dem Thor von Florenz.
Ein wirrer Bart verbirgt des Ersten Antlitz,
Sein Kleid zerfetzt, auf der vernarbten Stirne
Wie Blitze ziehen sich zwei große Furchen;
Der irre Blick schwankt in der Augentiefe,
Wie eines Schakals Aug' in finst'rer Höhle;
Sein Schritt unsicher, jede Weile sinkend.
Nicht einmal nach der Stadt, die ihrer Dome
Glänzende Thürme taucht' und der Paläste
Schimmernde Dächer in das gold'ne Frühlicht,
Lenkt er die in die Ferne flieh'nden Blicke.
Ja, selbst das Land, in Frühlingsanmuth lächelnd,
Umkränzt von dem Gebirg der Apeninnen,
Geschmückt mit Baumalleen, durchwirkt von Blumen,
Schlingpflanzen, Rebensträuchen, zwischen deren
Smaragd'nem Laub reichglüh'nde Früchte prangen,
Gleichgiltig ließ und kühl den düstern Wand'rer,
Der eilig weiter schritt mit glüh'ndem Auge,
Fest die geballte Hand zum Busen pressend.

Nicht so der Zweite. Der blieb sinnend stehen,
Sah' lang zurück auf die Paläst' und Thürme,
Ging wieder weiter, — noch zum letzten Male
Wandt' er sich um, dann rafft er seine Kräfte,

Die in dem geistgeformten Antlitz schliefen,
Zusammen, riß sich los mit Macht, schnell trocknend
Die Thrän', die wider Willen trübt sein Auge,
Das tief und flammend eindringt, wie ein scharfer
Erbarmungsloser Dolch der Hand gehorchend.
Die mächt'ge Stirn', auf der die Himmelstöchter
Gedanken ihres Fluges Spuren ließen,
Bedeckte eine breite, sammt'ne Kappe.
Aus seinem blassen, strengen Antlitz schauten
Zwei Augen in die Fern', wie schwarze Adler.
Ein faltig Kleid verhüllt' die schlanken Glieder,
Ein langes Schwert sich wiegt an seiner Hüfte.

Sie gingen schweigend kurze Zeit zusammen.
Sie gingen einen Weg, vertieft in's Denken,
Bis sie am Rande eines Wald's sich trennten
Und einer schwand dem andern aus den Augen.
Wer waren sie? — Die Well' begegnet Wellen, —
Das windgejagte Blatt hat tausend Brüder, —
Und weiter ziehet jeder seines Weges.
Der Abend kam. Der eine Wand'rer, jener,
Der ungern Abschied nahm von seiner Heimat,
Blieb jetzt im Walde steh'n. Ihm naht' Ermüdung,
Die fein zu lauern schien im Strauchgeäste,
Sein Kleid erfaßte, Traum auf seine Lider
Und Schwere warf auf seine matten Glieder.
Er nahm den Mantel ab von seiner Schulter,
Legt' sich am Fuß des steilen Felsens nieder
Und sah zum Himmel auf, aus dessen Bläue
Die Sterne glänzten. Ihm schien, daß die Bäume,
Die alten Bäume weit die Aeste dehnten,
Und daß in ihnen sich die Sterne wiegten,
Wie Kinder in dem Mutterschoß vor'm Schlafen.

Der Schmerz, der in der Seele des Verbannten
Vorher erquoll in Thränen bitt'rer Flüche,
Gelinder ward. Er träumte jetzt und fühlte:
Daß, war er auch von aller Welt verlassen,
Von seiner Heimat und von seinen Brüdern,
Ihm stets zur Seit' ein Wesen schweben würde,
Das „Poesie" der Haufe nennt, doch „Engel",
Der in sein unverschleiert Antlitz blickte.

Er träumte einen schweren Traum: Die Erde,
Der Himmel und die Welten, Sturm des Chaos,
Der Wirbel wilder Fluth, der Teufel Lachen,
Gesang der Engel und die Donner Gottes, —
In Eins vermengt zu schrecklichem Gewühle, —
Hinjagten über seine mächt'ge Stirne,
Gleich Blättern, die im eis'gen Nordwind wirbeln.
Die Welt Virgil's mit jener Augustinus'
In schwerem Kampfe tobte. Menschen sah er,
Nicht kannt' er ihre Züge, deren Grinsen,
Grimassen, nicht das Wachsthum ihrer Glieder,
Dazwischen Ungeheuer aus der Mythe, —
In seinem Hirne glüht' und brauste Alles:
Des Abgrunds Tiefe und des Aethers Höhe,
Das Reich der Sternenwelt, des Mondes Oede,
Des Himmels Sonnengluth, der Hölle Nebel,
Bis Schweiß ihm perlte über's blasse Antlitz,
Ihn weckte mit den lavaheißen Tropfen.
Die Augen öffnet er, sieh! aus der Höhe
Neigt' über ihn sich ein gewalt'ger Schatten.
Er sieht im Mondglanz die vernarbte Stirne,
Das wilde Haar, des Bartes wilden Urwald,
Das Antlitz ganz bedeckt mit Moos und Flechten,

Und er erkennt den Mann, der mit ihm heute
Am Morgen gleicher Zeit verließ die Heimat;
Will aufsteh'n, doch die Müdigkeit ist stärker.
Der Schatten neigt sich tiefer, scheint zu lächeln,
Sein Antlitz ist umwebt vom Glanz der Luna, —
(So taucht er manchmal auch in todte Sümpfe,
Mit Silber ihre schwarze Fluth durchwirkend) —
Er küßt den Schläfer auf die kalte Stirne
Und flüstert leis', als rauscht der Wind im Rohre:
„Mein Bruder". Küßt ihn wieder und verschwindet,
Wie eine Säul' aus weißem Dampf in Ferne

* * *

Bei Spezia, an ödem Meergestade
Nach langen Jahren blieb ein Wand'rer stehen.
Durch sein Gewand, sein Schwert und Kappe war er
Bekannt schon Allen, doch weit mehr berüchtigt
Durch jenes Wesen, das ihn stets umschwebte,
Das „Poesie" der Haufe nennt, doch „Engel",
Der in sein unverschleiert Antlitz blickte.
Das Aug' war glühender, die Wange bläsſer,
Der Schritt stets fest, doch war er still und langsam.
Und wie er ging, da nahmen ihre Kinder
Die Mütter auf den Arm und sah'n mit Schrecken
Dem Manne nach und ihr Geflüster sagte:
„Der Mann dort sah die Hölle."

Traurig schritt er
Das Meergestad' entlang und forschend sah er
Auf einen Ort hin, als wenn einen Abgrund
Weitgähnend eine Vision ihm zeigte,
Er aber wüßte nicht, ob in die Tiefen
Des Abgrunds seine Seel' er stürzen dürfe.

Dort, auf den Felsentrümmern, d'ran die Welle
Des Meer's zerstiebt in diamant'nem Staube,
Ein alter Mann saß mit zerzaustem Barte,
Zerfetzt' Gewand deckt' die gigant'schen Glieder,
In seinem Antlitz wuchsen Moos und Flechten.
Dem Mann schritt Dante näher und blieb stehen,
Taucht' in des Alten düstren Blick sein Auge,
Und lange sehn sich Beide in die Seelen.
Da sprach der Fremde im gedämpften Tone:

„Wir sahn uns schon; du fandest schon den Frieden,
Ich aber nicht. Sah heut' den Schnee der Pole,
Und eh' die Sonn' ihr Haupt verbirgt im Meere,
Flieg' mit dem Strauß der Wüst' ich um die Wette.
Wo warst du in den langen, langen Jahren,
Seit wir aus Florenz beide ausgezogen?"

„Als Du viel weiter! Ich durchschritt die Tiefen
Der Hölle. Dieser Träume Spuren kannst du
In meinem Antlitz sehn. Wohin gehst Du nun?
Sag', wer Du bist, du seltsamer Geselle?"

„Bin Ahasver und schreit' im Meer der Zeiten,
Der Ewigkeit. Nie werden mehr sich uns're
Irrwege wieder kreuzen. Wir sind Beide
Verbannte. Nun begreifst du wohl, warum ich
Vor Jahren dich im Walde nannte Bruder?"

Und eh' die Hand ihm Dante reichen konnte,
War er verschwunden schon in Felsgewirre,

Jetzt schwebte er schon über Meeresfluten,
Wie eine weiße Säule hin — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Und Dante,
Gesenkten Haupts, aufs Neue sich vertiefend
In seine schweren Träume, aus dem Leben
Verirrte sich in seiner Dichtung Urwald.

Giotto und die Seele.

Einst saß Giotto Abends in der Werkstatt,
Geführt vom Spiel der Bilder, halb' im Schlummer
Nachsinnend, wie er könnt die Seele malen.
Allein saß er; die Nacht spann ihre Schleier,
Die Gassen waren ruhig, — in den Dächern
Und Kuppeln widerglänzte Schein der Sterne, —
Giotto, schlafumfangen, träumte weiter,
Wies möglich wär' die Menschenseel' zu malen.
Da schien es ihm, als ob ein leichtes Klopfen
Hörbar an seiner Werkstatt Thüre würde,
So leicht, als tupft ein Kind mit seinem Finger,
Oder ein schüchtern' Mädchen, dessen Schritte
Halb Neubegier, halb erste Liebe lenkte.
Und Giotto begann im Geist zu ahnen,
Ihm nahe jetzt sich eine Menschenseele,
Daß er sie zeichne. — Leichtes Klopfen wieder
Klang durch den Gang, wie wenn ein Vöglein Winters
Pickt an verschloss'ne Fenster mit dem Schnabel.
In seinem Traume lächelte Giotto,
Allein des Traumes Ruhe und Behagen,
So wohlthat seinen Sinnen, seinem Körper,
Der durch des Tages Arbeit war ermüdet,
Daß er nicht aufsteh'n wollt', — und ruhig lächelnd
Dacht er, ein andermale kommt sie wieder.

Zum drittenmal erklang das leichte Klopfen
Und ſchwächer, als ob einer gold'nen Biene
Aether'ſche Flügel ſtreiften duft'ge Blüten.
Nicht ſtand er auf, — er träumt', bis feſt er einſchlief,
Doch Leere fühlt' er früh in ſeiner Seele,
Des Traums gedenkend, wollt' er wieder malen
Die Seele, — doch umſonſt, — ſein Kopf
war öde. — —
Er harrte, harrte lange, lange Nächte,
Doch niemand klopfte, niemand iſt gekommen;
Die Gaſſen waren ruhig, — in den Dächern
Und Kuppeln widerglänzte Schein der Sterne, —
Giotto aber quälte ſich in Sehnſucht.

Du, der du denkſt und träumſt und ſuchſt
die Schönheit,
Weißt du, warum dies Märchen ich erzählte? — —

Actäon.

Wohin mich wenden! Wehe!
Das Moos ringsum ist blutig;
Im Laub bewegt sichs, rauscht es,
Als rieth es mir: Entflieh! Doch wehe, wehe!
Die derbe Haut verbirgt des Herzens Schläge
Und meine Stirne wühlet
Mit ihrer ast'gen Kron', um die beneiden
Ein jeder Hirsch mich würde, in den Zweigen.
Ha! Fernher bebt die Erde
Der wilden Jagd Dianas!
Mein Ohr erschreckt der eig'nen Hunde Heulen,
O, wehe, wehe!

Was that ich denn Diana? O, wie schrecklich
Und grausam strafst du Liebe!
Was that ich denn? Wollt deine ew'ge Schönheit
In ihrer Nacktheit schauen,
Nicht von dem schlamm'gen Staub der Jagd verdunkelt,
Wie Du vorbei an meiner Hütt' oft jagtest,
Wenn in der Sonn' der Birken luft'ge Wipfel
Ausruhten Mittags und die Wasserrose
Ihr weißes Auge schloß auf dunklen Fluten,
Ermüdet in der Hitze.

Ich wollte nackt dich sehen,
In Duft Ambrosias, im Purpur schlummernd
In des Olympos Sälen,
Beim Tanz der Grazien, Gesang der Musen.
Ich habe dich geseh'n! Mein Sieg war's. Und zu Grunde
Muß ich nun gehen. — Dein Triumph, Grausame!
Doch sterb' ich gern. Was keinem
Sterblichen Aug' gegönnt, hab' ich gesehen.
Umkreiste mit der Welle
Den Zauber deiner unsterblichen Glieder,
Um deine Marmorhüften
Schlang ich im Geiste meine seh'ngen Arme, —
Die Stirne, feucht vom Jagdschweiß,
An deinem üpp'gen Busen
Würd' besser schlummern, als im sammt'nen Moose.
Ich sah, — fahr' hin mein Leben!

Ha! Näher kommt der Jagdlärm.
Sieh! Wie des Windspiels Augen
Im Laub gleich Fakeln irren!
Schon sink' ich nieder. — Winde,
Die ihr mein Haupt gekühlt oft,
O, höret meine Botschaft
Und tragt sie in die Welt auf eueren Flügeln:

Wer Schönheit will erkennen,
Der warte fromm, bis wie ein Himmelswunder
Sie selbst in seinen Schoß sinkt
Im Traum mondlichter Nächte,
Wie den Granatenapfel
Der Glanz der Sonn', in's duft'ge Gras sich beugend,
Zur Mittagszeit berührt.

Doch wehe, wer den Schleier,
Der sie verhüllt, mit kühner Hand will lüften,
Doch weh', wer sich sie will durch Schuld gewinnen!
So stirbt in Qual Actäon,
Der kühne Jäger, — du indeß im Mondschein,
In holden Liebesträumen schwelgt der Knabe
Endymion . . . . . .

In der Nacht.

Neig' der Träume Becher nur, o holde
Göttin Nacht, zu meinen durſt'gen Lippen!

Schnell verbirg dich wie ein kleiner Dämon
In dem Kelch der welken Blüten meiner
Seel', erfriſche ihre welken Blätter
Mit der Himmelsfarbe, mit dem Grün der
Wälder, mit dem Glanz des Tages, — aus den
Blüten, Sternen ſchüttle du den gold'nen
Staub in ſie und gleich dem Thau in lichten
Demanttropfen, ſtreu' auf ihrem Grunde
Träume aus der Liebe! — Und wenn Morgens
Dich erweckt die Sonne und ſich meine
Seel' dem Morgen öffnet, gleich wie eine
Große, märchenhafte Sonnenblume,
Dann ein glänzend neues Lied entfliegt ihr.

Neig' der Träume Becher nur, o holde
Göttin Nacht, zu meinen durſt'gen Lippen!

UNIV OF CALIFORNIA

Zwei Schatten.

Einſt ging am Abend ſinnend ich nach Haus.
Der Weg war ſchwach erhellt vom Lampenſcheine.
Zwei Schatten warf ich. Dunkel war der eine
Und hell der and're, — dieſer ging voraus,

Als wich er einem Kampf mit jenem aus,
Doch beide ſchritten mit mir im Vereine.
Es hob der Helle, wie ein Rieſe, ſeine
Geſtalt bis übers Sternenmeer hinaus,

Indeß der kleine, finſtere Geſelle
Mir nachſchlich durch des Kothes trübe Welle.
Die Schatten zeigten mir mein ganzes Leben!

Hier Ideal, dort Stoff, Alltagsverlangen!
Auf dieſen Schatten ſah im Geiſt mit Bangen
Ich Don Quijot und Sancho Panſa ſchweben. —

Aus dem Karneval des Lebens.

I.

Tollt der Himmel, tollt die Erde,
Warum sollten wir nicht tollen?

Warst im Karneval, Geliebte,
Nicht allein, — auch ich war dort.
War verkleidet als Araber.
Hab' gesucht dich unaufhörlich,
Doch umsonst die ganze Nacht.

Was im Karneval gewesen,
Wieder find' ich es im Leben, —
Denn ich leb' wie ein Araber
In des Lebens ew'ger Wüste,
Armuth quält mich und hart schlaf' ich,
Ohne Ruhe ist mein Traum.
Und wie oftmals der Araber
Schaut zur Flammenschrift des Himmels
Und in den Gestirnen sucht
Kraft, Begeisterung und Muth,
So auch ich in dunklen Nächten
Schau' in deine schönen Augen,
Deren Glanz mir segenspendend,
Quelle meiner Lieder ist. —
Und wie oftmals der Araber
Raubt, — so ich von deiner weißen

Stirn' und den Korallenlippen
Raube süße Küße, ich der
Scheue Beduin der Liebe.

Tollt der Himmel, tollt die Erde,
Warum sollten wir nicht tollen?

Warst im Karneval, Geliebte,
Nicht allein, auch ich war dort.
War verkleidet als ein Derwisch.
Hab' gesucht dich unaufhörlich,
Doch umsonst, die ganze Nacht.

Was im Karneval gewesen,
Wieder find' ich es im Leben;
Denn ein armer Derwisch bin ich,
Ess' die Wurzeln meiner Klagen,
Trink das Wasser meiner Thränen
Und ich taumle in dem Wirbel
Wilder Leidenschaft gleich einem
Windgejagten Blatt; — ein Wunder,
Daß ich nicht mein Haupt verliere!
Irr' auf Erden, suche Mekka,
Mekka deiner ew'gen Liebe,
Suche, aber ach, umsonst!
Schlafe auf den Steinen oftmals
Oder auf den Marmorstufen
Des Portales der Moschee,
Die genannt ist Poesie.
Wilde Träume mich umgaukeln,
Glücklich bin ich, wenn die Schläfen
Mir ein einz'ger Strahl nur blendet
Aus dem Lichtermeer des Tempels.

Und wenn ich in glühn'der Sehnſucht
Deine ſüßen Lippen küſſe,
Iſt's, als würd' einen korallnen
Roſenkranz ich beten fromm.

Tollt der Himmel, tollt die Erde,
Warum ſollten wir nicht tollen?

Warſt im Karneval, Geliebte,
Nicht allein, auch ich war dort.
War verkleidet als ein Schiffer;
Hab geſucht dich unaufhörlich,
Doch umſonſt, die ganze Nacht.

Was im Karneval geweſen,
Wieder find' ich es im Leben,
Denn ein armer Schiffer bin ich,
Segl' im Meer des Menſchenleides,
Flut der Leidenſchaft zertheil' ich
Mit des Lieds zerbrochnem Ruder.
Oft auch tauch' ich in die Tiefe,
Suche dort koſtbare Perlen
Der Begeiſterung und des Mitleids.
Wehe, daß mein Schiff zerſchellte
An dem Fels des herben Leides!
Und ſo ſchwimm' ich in den Fluten,
Iſt ermattet auch mein Arm,
Zu dem grünen Meereseiland,
So wie jener große Dichter*)
Der für ſein Gedicht das Leben
Aufs verzweiflungvolle Spiel warf.

*) Camoens

Aber weh! In blaue Fernen
Schwindet deiner Liebe Insel
Und ich, müde und entkräftet,
Sink' zum Grunde tief und tiefer. — —

So ist's gut; — die Sonn' geht unter,
Erd und Himmel tollen, aber
Meine Narrheit ist zu Ende. —

II.

In den Schatten jener Palmen,
Die wir nennen Poesie,
Setz' dich, Liebster, und erzähl', wie
In's Gedicht eindrang der Reim.

Im Beginne, meine Liebe,
War das ganze Weltall eine
Große und großart'ge Dichtung,
Aber freilich ohne Reime.

Sieh! da rauscht' durch's Wort des Schöpfers
In das Chaos ew'ge Liebe
Und in Sehnsucht wild entflammte
Gleich der Osten nach dem Westen,
Und in einem Augenblicke,
Zufallgleich, erschien in beiden
Eine purpurfarb'ne Röthe.

Dann ein heller Stern der Höhe
In trostloser Lieb' erglühte
Zu der Perle, die in stiller
Muschel lag am Meeresgrunde.
Als der Stern herniederneigte
Sehnsuchtsvoll sein Antlitz, sah er
In den dunklen Meereswellen
Leuchten einen zweiten Stern.

Sieh! Schon damals flammten unſ're
Seelen liebevoll zuſammen,
Suchten ſich in Erdenblüthen,
Meeresperlen, Himmelsſternen,
Bis in dieſer Menſchgeſtalt ſie
Sich nach tauſend Jahren fanden.
Da entflammt' im Nu auf unſer'n
Wangen Glanz der Morgenröthe
Und im Nu wie Sterne flammten
Unſ're Augen, — doch die Lippen
Suchten — fanden ſich, — o hörſt du
Dieſen Ton?
Das iſt der Reim!
O, ſo küſſe, küſſ' nur weiter,
Finde ſchnell den zweiten Reim, —
Und im Schatten jener Palmen,
Die wir nennen Poeſie,
Wollen wir zuſammen dichten
Vollgereimt vielleicht Sonette
Oder eintön'ge Ghaſelen,
Oder lieber ſüßathmende
Und unendliche Terzinen! . . . . . .

III.

Nacht, o Nacht, o dunkle Nacht, du
Biſt ein großer, ſchwarzer Schleier;
Gott verhüllt mit ihm ſein Antlitz,
Will er mit dem Weltall koſen,
Auf daß niemand ihn erſchaue.

Nacht, o Nacht, o dunkle Nacht, du
Biſt der große Flügel einer
Fledermaus, die vom Planeten
Zum Planeten eilt in einem
Fluge, weil die Sonn' mit ihren
Flammenpfeilen ſie verfolgt.

Nacht, o Nacht, o dunkle Nacht, du
Biſt des Rieſenbechers Boden,
Aus dem, ihn mit Nektar füllend,
Tranken ew'ge Götter in den
Gold'nen Sälen des Olymps.

Dann, als ſie geleert ihn, warfen
Sie zur Erde ihn hinab,
Und er fliegt, er fliegt, — nur wen'ge

Tropfen gold'nen Weins im mächt'gen
Falle blieben in ihm haften,
Die als ſtrahlendes Geſtirne
Leuchten auf dem Boden jetzt.

Nacht, o Nacht, o dunkle Nacht, ich
Wollt', du wäreſt dunkler, dunkler,
Als die Tiefen meiner Seele.
Wie auf deinem dunklen Grunde
Würde dann gleich einer feur'gen
Lilje meine Liebe glühn!

IV.

Morgens ſchließt mit Donnerſchlage
Auf die Himmelspfort des Sturmes
Engel und beſchaut ſein ſtrahlend'
Angeſicht im Meeresſchaum.

In den See taucht ihren traur'gen
Glanz hinab die ſtille Luna,
Zitternd und aus ungeſtillter
Sehnſucht nach ſich ſelbſt ſie ſtirbt.

Sonn' beſchaut im Thau ihr gold'nes
Antlitz, ihn zu Edelſteinen
Wandelnd, daß die Wieſen flammen,
Wie im Regenbogenglanz.

Doch in Thränen erſter Liebe,
Unglücklicher und gequälter,
Dieſen Perlen heil'gen Schmerzes
Sich allein nur Gott beſchaut.

V.

Kennst die Sage Du? — In jener
Nacht, der duftigsten und schönsten,
Die dem Sterblichen im Leben
Einmal nur gegönnt, in Nacht der
Lieb' erwachte Salomon.

Hob sein Haupt vom schönen Busen,
Balkis' Busen, welcher vordem
Bei Pokal und Citherklang er
Aufgegeben schwere Räthsel.

Wunderbare Nacht voll Zauber!
Jeder Stern war eine Sonne,
Weihgefäß war jede Blüthe,
Thau im Gras wie Perlen glänzte,
Wie ein golden Schild die Luna,
Papageienschaar im Laubwerk
Wie ein tanzend' Flammenmeer!

Und in diese Nacht der Liebe,
Und in dieser Nacht des Glückes,
Tief wie Balkis' Busen, duftend'
Wie ihr Haar, süß wie ihr Körper,
Schaute mit dem Geist des Sehers
In die Ferne Salomon.

Sah in dunkler Fern vom Himmel
Einen Engel fliegen, — mit dem
Haupt in Sternen, mit dem Fuß im
Meere, — riesenhaft und strahlend!

Das in seiner Hand er hielt, das
Schilfrohr legt er in die Wellen,
Die im Wirbel wild erbrausen.
Und am Rohre fiengen Körner
Salzes sich und Sandes, Meergras,
Aus dem Rohr stieg eine Insel
Langsam, langsam aber sicher.

Sage Gabriel, was thust du?
Salomon fragt' in die Weite,
Aus der Weite, unabsehbar,
Über Meere, Berge, Thäler,
Über schauerliche Tiefen
Unter Donner spricht der Engel:

Ich führ' aus die Rach' des Herrn, der
Deiner Hand die Macht eintrissen,
Der den sündenvollen Osten
Unterwirft dem West für immer,
Auf der Insel, die aus diesem
Rohr erwuchs wird stehen Rom! —

Diese Sage aus dem Talmud
In den Sinn kam gestern Nachts mir;
Glückberauscht im Arm der Liebe
Träumen wir, indeß' ein schrecklich
Drama das Geschick uns birgt.

Dieſe Sage aus dem Talmud
Hat mir Liebesglück verdorben,
Durch das Fenſter ſah verſtimmt ich
Auf den Schnee, der ruhig fiel,
Zum umwölkten Firmamente
Ohne Mond und ohne Sterne,
Auf die alten Baumgerippe,
In den dichten Nebel, aus dem
Glühten, ſo wie Thränen zitternd
Flakernd blutigrote Lampen!

Satanella.

Wie wenn durch das Grau von Trümmern
Flammt ein voller Strahl der Luna,
In der Wälder düſtern Schatten
Sich verirrt ein bunter Falter,
In den roſtzerfreſſ'nen Becher
Fällt ein Tropfen gold'nen Weines:
So in mein verdüſtert' Denken,
So ins Herz mir, ins verwaiſte,
Flammt ein Strahl der ew'gen Liebe,
Falter Phantaſie verirrt' ſich
Und von Poeſie ein Tropfen
Fiel hinein. O, ſagt, was mehr noch
Nöthig wär', dies Lied zu ſingen.

I.

Roderigo Gonvacales,
Ritter des Johanniordens,
Ging einmal zur Morgenumschau,
Wie er's in Gewohnheit hatte.
Schirm der Christenwelt war damals
Gegen die ungläub'gen Türken
Rhodos noch.
Kaum ein'ge Schritte
War er vor das Thor gekommen,
Sah er in der Wachtstub' Nähe
Ein barfüßig' Mädchen stehen,
Zart von Körper, der ins bunte
Kleidchen schien wie eingehaucht. Der
Schwarzen Haare dichten Zopf nur
Lose barg ein rothes Tüchlein.
Als Rodrigo sich der Kleinen
Nahte, da erhob sie lächelnd
Ihre funkensprühenden, großen
Augen, reicht' ihm eine Blume,
Felserblüht und seltsam duftend,
In ein weißes Band geflochten.
Roderigo mußte lächeln.
Er liebkost' die bunten Blüten,
Neigt' zu ihr sich, bis mit seinem
Haar berührt er ihre Stirne.

Wie der Duft von Blumen, ſchwebt von
Seinen Lippen leis die Frage:
„Schönes Kind, wie iſt Dein Name?“
„„Sagen zu mir Satanella.““
„Satanella? Seltſam klingt der
Name“, ſprach der Ritter freundlich,
„Wahrlich! Einen Engel ſelber
Beugte Deine Götterſchönheit!“ —
Und von nun an, alle Tage,
In der gleichen Morgenſtunde,
Stand beim Thor der Eitadelle
Das barfüß'ge, braune Mädchen.
Tag für Tag bekam der Ritter
Blumen, die er ſtets liebkoſte,
Dacht vielleicht dabei, er küſſe
Satanellas zarte Lippen.

Kam der Herbſt ins Land, verſchwand auch
Satanella, wie die Vögel
Aus der Wälder Schatten, wie die
Gold'nen Bienen von den Wieſen, —
Flog vielleicht fort mit den Schwalben.
Aber wenn der Wonnemonat
Roſenduft haucht' in die Fenſter,
Kam ſie mit dem erſten Vogel,
Mit der erſten Wieſenblume.
So gewöhnte ſich der Ritter
Gern an Blumen und an Küſſe,
Welche oft ſich ſtatt auf Blüten
Auf des Mädchens Mund verirrten,
Bienen gleich, die honiglüſtern.
So auch heut, nach langem Winter
Satanella kam mit Blüten.

Aber Himmel! Nicht ein Kind mehr,
Nein, ein Weib in voller Schönheit!
Nicht mehr eine zarte Knospe,
Eine dunkle, duft'ge Rose, —
Kein verschämtes Kind mehr, eine
Maid, die frohverwirrt die Augen
Senkt im Augenblick des Glückes.
Zarte Lippen, die vordem nur
Schmalen Streifen aus den Blättern
Wilder, blasser Rosen glichen,
Jetzt in voller Blüte schwellen.
Ach! Ihr Thau wirkt wie berauschend!
Würdest nach ihm aus unendlich-
Heißer Sehnsucht gerne sterben!
Sieh! Die Knospen ihres Busens
Sind erblüht zu üpp'gen Wellen,
Die Dein armes Haupt verwirrten,
Wollt's auf ihrem braunen Sammte
Ruhe nach Ermüdung suchen!
Und ihr Haar, das gleich drei Kränzen
Jetzt um ihre Stirn' sich schmieget,
Wie ein Rahmen, sicher wallt' es,
Aufgelöst, in hundertfacher
Flut bis zu den Fersen nieder!
Welche Wandlung! Nicht mehr stand sie
Vor dem Burgthor. In der Menge
Lautem Drängen tanzt sie heute
Auf dem Platze. Ringsum sie, wie
Meeresbrandung: Bunte Mützen,
Braungesichter, Volksgejubel.
Mit der Tambourine plaudert
Laut der Cimbal. Einer Lilje
Stengel gleicht der schlanke Körper

Satanellas. Ihre Augen
Sprühen Blitze und die zarten
Füßchen drehen sich im Tanze,
Blättern gleich im Wirbelwinde.

So erschaute sie Rodrigo,
Als er morgens auf den Platz ging,
Sah sie und sein ganzes Wesen
Taucht' in seines Herzens Tiefen.
Unaufhörlich hört' er klingen:
Satanella, Satanella! —
Abends saß er in Gedanken,
Leerte mißgestimmt den Becher,
Fluchte seinem schwarzen Mantel. —

II.

Wahrlich! Nicht ist's meine Schuld, daß
Frühling ist die Zeit der Liebe,
Venus ist ihr Stern und Rosen
Blumen jener, die sich lieben,
Nachtigall ihr heil'ger Vogel
Und das süße Lied des Dichters
Für die Wonnen der Verliebten
Wiegelied und Grabgesang ist. —

Schwesterlich umarmen sich die
Bogen zweier düstern Mauern
Eines längst zerfall'nen Baues.
Epheu grünt in ihren Rissen,
Auf den Zinnen wild' Gesträuche,
Breitet sich von Moos ein Teppich.
Gras wächst zwischen den Gesteinen;
Seine langen, dunklen Halme,
Spiel der Winde, hängen nieder
Wie die Haare eines Weibes.
Diese traurige Ruine,
Ehmals ein berühmtes Kloster,
Bot Zigeunern jetzt ein Lager.
Dämm'rung schwebte auf die Landschaft,
Dumpf ein Bach rauscht in der Ferne,

Manchmal nur die Wälder ſauſen,
Wie im Traum, — dann wieder Stille
In das mitternächt'ge Finſter
Schau'n die grauen Trümmer wie ein
Rieſe aus vergang'nen Zeiten,
Der nach langen, langen Jahren
Aus dem Grab erſtieg zur Erde
Und jetzt daſteht, wie verwundert
Ob der Zeiten ſchnellem Wechſel.
Wahrlich! Wie ein Rieſe ſteh'n ſie!
Felſenwälle ſind ſein Nacken,
Seine Arme ſind die Bogen,
In die finſt're Ferne ragend,
Deren Fenſter, jetzt beleuchtet
Vom Zigeunerfeuerſcheine
Glänzen wie zwei Flammenaugen.
Stille, Stille in der Landſchaft!
Aber übermüthig' Leben
Regt ſich in den alten Trümmern.
Finſt're Schatten huſchen längs der
Mauern hin und ans Gewölbe,
Das gewöhnt nur nächt'ges Dunkel,
Schlägt des Feuers rothe Zunge.
In den engen Felſenſpalten,
Die an Stille nur gewöhnt ſind,
An der Winterwinde Spiel und
Vogelſang und Blätterrauſchen,
Klingt der Cimbal jetzt und läutet
Zu der Melodie der Lieder.
In der Näh' des Feuers ſitzt auf
Einem Stein der weißbehaarte
Führer des Zigeunerſtammes;
In dem Feuerſchein erglänzen

Seines Mantels Spangen und im
Gürtel blitzt sein langes Messer.
Vor ihm liegt auf einem Teppich
Eine junge Frau, die sinnend
Schaut ins Feuer, ihre Stirne
Mit der braunen Hand beschattend.
Perlenschnüre, matterglänzend
Und die reiche Flut des Haares
Sind ihr Schmuck und bergen neidisch
Ihres Busens üpp'ge Wellen.
Nah bei ihr ein Bursche lagert,
Der mit Kennerblicken mustert
Eines langen Dolches Schneide.
An der Mauer lehnt ein Knabe,
Der in dunkle Ferne ausspäht,
Rückwärts schlagen zwei den Cimbal;
Seinem hellen Klange eint sich
Ihrer Lieder düst're Weise
In geborst'ner Wölbung Schatten
Liegt ein Haufen rother Mäntel,
Rings um's Feuer sitzen Weiber,
Auf den Steinen lagern Männer,
Halb im Schlummer. Manchmal nicken
Mit dem Haupt sie zu der Lieder
Melodien, — und träumen weiter.
Glutbeschienen' buntes Lager!
Aber wo ist Satanella?

Trümmerseitwärts, in dem Thale,
In der Nische einer Felswand,
Die ein Rosenstrauch umheget,
Hängt ein Bild der heil'gen Jungfrau.

Aus der Zeit ſtammt's, da das Kloſter
Unglücklichen ein Aſyl noch,
Armen Pilgern war Oaſe.
Dort, auf grasbewachſ'nem Steine
Sitzt, umhüllt vom dunklen Mantel,
Roderigo glückestrunken
Und in ſeinen Armen ruhte
Satanella, ſelig lächelnd,
Wie der Abendſtern am Himmel,
Wie Madonna auf dem Bilde.
Nicht verhüllt das Tuch ihr Haupt mehr.
Aufgelöſt der Haare Kränze!
Hundertfache dunkle Fluten
Rauſchen nieder, deren Wellen
Glitzernd ſich ums bunte Mieder
Schmiegen, deſſen ſchwachen Feſſeln
Unter'm Andrang ſüßen Bangens
Sich entringt der weiße Buſen.
Ihre Hand umarmt Rodrigos
Stolzen Nacken und ihr Auge
Trinkt die Blitze aus dem ſeinen.
Mächtig klopft ihr Herz im Buſen,
Schlägt in ungeduld'gem Sehnen
Seinem Herzen heiß entgegen.

Haupt an Haupt und Lipp' an Lippe!
Nur ein langer, ſüßer Seufzer:
„Liebſt Du mich, o mein Rodrigo?“

Haupt an Haupt und Lipp' an Lippe!
Nur ein langer, ſüßer Seufzer:
„Ja, ich lieb' Dich, Satanella!“

Tiefes Schweigen! Kaum von ferne
Wagt der Bach zu rauſchen, kaum daß
Wie im Traum die Wälder ſauſen!
Das Gebüſch nur rings erzittert,
Wie in ſüßen Erdentönen,
Satanellas Mund nur zittert
Unter'm Andrang glüh'nder Küſſe,
Wie die Lotosblum' erzittert
Unter'm Kuß der treuen Luna,
Wie das weite Meer erzittert
Unter'm Flammenkuß der Sonne!

„Denkſt Du noch der Zeiten", flüſtert
Glückestrunken leis der Ritter,
„Wie vor Jahren ſcheu ich Deiner
Sträuße duft'ge Blüten küßte?
Wie von Blüten ich zum Mund kam?
Siehe! Welche Wandlung heute!
Braune Stirn darf ich jetzt küſſen,
Zarte Lippen, dunkle Augen,
Uepp'gen Buſen, holde Wangen,
Darf das ſchwarze Haar liebkoſen,
Du biſt ganz zur Blume worden,
Ich bin ganz nur Lippe worden,
Satanella, Satanella!"

„Denkſt auch Du der Zeit", erwidert
Satanella, „wie zu Dir ich
Scheu erhob mein Aug' vor Jahren?
Siehe! Welche Wandlung heute!
Darf nun meine beiden Augen

Und mit ihnen meine Seele
Selbst auf ewig, ewig tauchen
In das blaue Meer der Deinen.
Seh' in ihnen Deine Seele,
Wie sie winkt, wie sie mir zuruft,
Glück der ganzen Welt durchbebt mich,
Ohnmacht faßt mich, sehnsuchtglühend
Flüstern meine Lippen immer
Roderigo, Roderigo!"

Wiederum nur tiefe Stille.
In den Trümmern lischt das Feuer,
Es verhallt des Cimbals Klang, sein
Echo schlummert ein in Felsen.
Sieh! Dafür mit größ'rem Glanze
Flammt der Abendstern am Himmel,
Sieh! Dafür in süßern Tönen
Zittern Wellen, zittern Blätter,
Zittern Nachtigallenkehlen,
Zittern der Verliebten Lippen.
Mitternacht entschwindet langsam,
Wälder schlumern ein und Felsen,
Auch der Bach und auch die Vögel.
Leise, leise, wie ein Echo
Fliehen Seufzer in die Weite:
„Sage, liebst Du mich, Rodrigo?"
„Ja, ich lieb' Dich, Satanella!"
„Sprich, — auf ewig?"
„Ewig, Ewig!" — —

Wahrlich! Nicht ist's meine Schuld, daß
Frühling ist die Zeit der Liebe,

Venus ist ihr Stern und Rosen
Blumen jener, die sich lieben,
Nachtigall ihr heil'ger Vogel
Und das süße Lied des Dichters
Für die Wonnen der Verliebten
Wiegelied und Grabgesang ist.

III.

Trommeln und Trompetenklänge!
Glockenton von allen Thürmen!
Frommer Lieder Melodien!
Das Getön' und das Getümmel
Selbst die Insel bringt ins Schwanken.
Immer größer wird die Menge,
Einen Pilgerzug, der singend
Zieht die Brück' entlang, umschließend.
Trommeln und Trompetenklänge!
Feierlich gestimmt ist alles.
Selbst die Sonn' aus Himmelshöhen
Auf die Fahnen, Bischofsstäbe,
Mützen, Kreuze und Ornate
Gießet lauter Gold herunter.
Mönche mit entblößten Häuptern
Nah'n in Meng' von allen Seiten
Und in ihrer Mitte langsam
Rhodos' schönste Mädchen schreiten,
Heil'ger Jungfrau Bildniß tragend.
Nicht durchdringt der Sonne Schein die
Dunst'ge Säul' des Weihrauchfasses,
Nicht die Glocken übertönen
Volksgesang, der Mönche Psalmen.
Ihnen schreitet nach der Bischof
In der Mitte seiner Priester,

Auf dem Kleid und der Monstranz, wie
Feuer leuchten die Brillanten.
Angenehme Kühlung in der
Sonnenhitze weh'n ins Antlitz
Ihm zwei Diakone zu mit
Fächern, die aus Pfauenfedern.
Die Monstranz nach allen Seiten
Neigt der Bischof segenspendend,
Ueberall auf allen Seiten
Neigt die Menge sich zum Staube.
Der Konvent der Johanniter
Folgt in langer Reih' dem Bischof.
Helme, Schwerter, Gürtel, Rüstung
Funkeln golden in der Sonne.
Der Großmeister, weiß von Haaren,
Reitet vorn auf weißem Rosse,
Je ein Page ihm zur Seite
Führt die goldgestickten Zügel;
In dem Zug auch Roderigo,
Reichgeschmückt, in voller Rüstung,
Mit gesenktem Haupte schreitet,
Stirn' umwölkt, im Auge Blitze.
Ueber Plätze, über Straßen
Dehnet sich der Zug der Pilger
Vor die Stadt, bis auf die Felder,
Eine ungeheure Schlange!

Sicher fragt Ihr: Was bedeuten
Diese Wallfahrt, die Gesänge?
Waffenruh' ist doch geschlossen
Mit den Türken auf fünf Jahre;

Laufen glücklich doch im Hafen
Vollbeladen ein die Schiffe.
Einer Perle gleicht die Insel,
Eingefaßt von Silberfluten,
Frucht des Feld's und Reben reifen,
Wo das Aug' hinreicht nur Schönheit,
Aus den Meerestiefen ziehen
Täglich voll ihr Netz die Fischer.
Weder Seepiraten oder
Ungläubige, auch nicht Schlangen,
Oder schlechte Ernte, aber
Eine Noth weit größer, größer,
Größ'res Unglück droht der Insel.

Aus Urals entfernten Steppen,
Nie betret'nem Reich des Nebels
Flog ein Vogel auf zum Himmel
Riesenhaft, der Welt zum Schrecken!
Wo er während seines Fluges
Neigt die nachtgewöhnten Schwingen,
Da verstummen Wald und Quelle,
Welkt das Gras, verfallen Gärten.
Aber ach, was schlimmer, Leute
Starben plötzlich ohne Krankheit,
Motten gleich, die spielend fliegen
In dem Umkreis eines Lichtes.
Alles öde! Sonnenglut nur
Gelbe Knochen bleicht, in schwarzen
Wolken lebt der Geier nur und
In der Wüste die Hyäne.
Dieser Vogel, den man Seuche,
Strafe Gottes nannt', umspannte

Jedes Meer mit seinen Flügeln,
Ueberflog die höchsten Berge.
Eingehüllt von gift'gen Dämpfen,
Flog bei Nacht er, flog bei Tag er,
Röthet' durch sein Nah'n die Sonne,
Hunde heulten, wo er hinflog.
Jammer, Angst und Flüche jagt er
Vor sich hin im wilden Wirrwar, —
Und so flog er vom Urale
Nach Byzanz auf Windesflügeln.
Ganze Städte stehen leer am
Asiatischen Gestade, —
Schiffe faulen in den Häfen,
Menschenleiber auf den Straßen.
Und jetzt, in der Glut des Juli,
Nähert er sich auch schon Rhodos,
Dieser Türke, schwarzgekleidet,
Dessen Schild die rothe Sonne,
Dessen Pfeile niemals fehlen,
Dessen Schwert aus gift'gen Dämpfen
Eindringt in die härtsten Panzer.
Zu den Trümmern zieh'n die Pilger, —
Zu dem wunderbaren Bilde, —
Aus der Stadt im Festgepränge
Mit Gebeten, Liedern, Klagen,
Daß in ihren Schutz die heil'ge
Jungfrau nehme auf die Insel.
Drum die Thore sind geschlossen,
Sind in großer Eil' die Häfen
Abgeschlossen fest durch Ketten, —
Doch die Pest fliegt durch die Lüfte,
Doch die Pest durch Athem mordet!
Ach, ich weiß nicht, weiß nicht, ob den

Weiten Flug der Seuchenvogel
Seitwärts wendet, denn der Wind iſt
Heiß und dicht umhüllt vom gelben
Nebel iſt die rothe Sonne.
Trommeln und Trompetenklänge!
Zu den Trümmen zieh'n die Pilger.

IV.

Auf den Trümmern einer Mauer
Ließ sich Satanella nieder;
Eingewiegt in tiefes Träumen
Löste sie die schwarzen Haare,
Die um ihre vollen Arme
Sich in dunkler Flut ergossen,
Mit dem gelben Gras sich einten,
Mit des Epheus grünen Blättern.
So saß Satanella, zwischen
Der Akazienbäume weißen,
Duft'gen Blüten hingen ihre
Nackten Füßchen nieder, durch die
Leiseste Bewegung Perlen
Thaues von den Blumen schüttelnd,
Und so saß sie lange, lange.
Was sie dacht', ist schwer zu sagen,
Aber lange so zu träumen
Liebte nicht das braune Mädchen.
Sie erhob das schöne Köpfchen,
Hielt die Hand an ihre Stirne,
Zu den Bergen sah sie lächelnd,
Die in blauer Ferne ragen,
Zu dem Strom, der aus der Ferne
Glänzt, wie eine Schlange, die im
Sonnenscheine schlummert, zu den

Wäldern, die in Ruh' sich dehnen
Unter'm Schleier gold'ner Dünste,
Sah dann wieder auf die weißen
Blüten der Akazienbäume,
Die ein Spiel sind ihrer Füßchen,
Auf das Moos, das üppig wuchert
Unter ihr und auf die bunten
Scabiosen, die umschwärmt sind
Und liebkost von gold'nen Bienen.
Seht! Durch ihrer Füße Regung
Scheucht sie auf aus weißen Blüten
Einen Falter, schwarz von Farbe,
Weißgesäumt sind seine Flügel.
In die Höhe flog der Falter,
Setzt' sich auf's Gestein, dann wieder
Flog er weiter, — kreist' ein Weilchen
Um die Stirne Satanellas,
Wie ein trauriger Gedanke,
Der sich unerwartet einstiehlt
In die Träume Satanellas.
In der That, vielleicht nahm dieser
Schwarze Schmetterling der Trauer
Mit sich fort auf sammtnen Flügeln
Alle Trauer Satanellas.
Kaum verschwand er in der Höhe,
Lachte herzlich Satanella,
Und ihr lautes, frohes Lachen
Wie ein Strom in eil'gem Fluge
Klang von Fels zu Fels und kehrte
Zu den grauen Trümmern wieder
Als eine Echo. So fällt in die
Schneeverwehte Nacht der Glöckchen
Lächelnd-silberhelles Läuten.

Stiller ward ihr Lachen, ſtiller,
Wandelt in ein rührend Lied ſich, —
Nur zuweilen blitzt es in der
Flut der düſtern Melodien
Auf wie Lunalicht, — wie gold'ne
Schuppen zarter kleiner Fiſchchen.
So verging das Lachen, — in dem
Meer der ſüßeſten Gefühle,
Welches der Verliebten Herzen
Wild durchſtrömt, vielleicht ertrank es.
Siehe! Plötzlich klingt es wieder,
Alle Töne faßt es in ſich,
Jubelt, wie ein kühner Sänger,
Der ſich einen Aſt gefunden,
Wo er bergen kann die Flügel,
Der ein Thürmchen ſich gefunden,
Drin er aufhängt ſeine Glocken:
Was wälzt aus der Ferne her ſich?

Satanella deckt' die Stirne
Mit der Hand, hört' auf zu lachen,
Sah mit ernſter Mien' ein Weilchen
Auf den Zug, der aus der Stadt kam,
Nah und näher, durch die Felder
Sich wie eine Schlange windet.
Dieſem freien Kind der Wüſte,
Das des Cimbals Klang nur kannte,
Nur den Sturm und nur die Leut', in
Deren Mitt' es aufgewachſen,
Schienen lächerlich die alten
Mönche in den ſchwarzen Kutten,

Deren große, weiße Glatzen
Weithin in der Sonne glänzten, —
Schienen lächerlich die Priester,
Welche aus den Weihrauchfässern
Säulen Dampfes steigen ließen,
Doch am meisten reizt' der Bischof
Ihre Lachlust, der in gold'ner
Mitra, sanft umfächelt von den
Pfauenfächern, segenspendend
Die Monstranz neigt auf die Seiten.
Ganz betäubt stand Satanella,
Hin und her die Blicke schweiften,
Bis aufs neu der Strom des Lachens
Mit sich reißt ihr still' Bewundern.
Doch inzwischen sind die Pilger
Angelangt bei den Ruinen,
Bleiben vor dem Felsen stehen,
Dort, wo's Bild der heil'gen Jungfrau
Hängt im Strauche wilder Rosen.
Ruhig theilt sich nun die Menge,
Läßt aus ihrer Mitte zieh'n die
Mönche, Priester, Johanniter.
Deren Reih'n durchschritt der Bischof,
Langsam schritt er hin zum Bilde,
Auf die Kniee sanken alle,
Lärm verstummte, — lange Stille!

Droben in der Felswand Wölbung
Sah im Schatten der Akazien
Satanella auf das Treiben,
Neugiervoll, was da geschehen.

Große Datteln klaubt dabei sie
Aus dem Schoß, verspeist sie langsam
Und die langen Kerne legt' in
Einer Reih' sie auf die Felswand.
Da erspäht' ihr Blick Rodrigo,
Sah ihn steh'n im dunklen Mantel
In der Mitte seiner Brüder,
Stand dort mit umwölkter Stirn, wie
Eine Wolk' am Sommerhimmel.
Kaum, daß ihn ihr Blick gesehen,
Warf sie einen ihrer Kerne
Auf ihn nieder. Als erstaunt er
In die Höh' schaut zur Ruine,
Klang wie vorher laut und herzlich
Satanellas frohes Lachen.
Ganz erstaunt schau'n auf die Leute.
Daran hatte Satanella
Noch mehr Freude und behende
Warf sie auf den Bischof nieder
Eine ganze Flut von Kernen
Der mit der Monstranz just segnet
Die im Staube kniende Menge.
Wilder Lärm und wild Getümmel!
In die lauten, droh'nden Stimmen
Klingt das Lachen Satanellas.

„Auf! Ergreift die Hexe!" ruft der
Johanniter Ordensmeister,
„Auf, ergreift die Hexe droben,
Die sich kühn hat unterfangen
Durch ihr strafbar' sünd'ges Lästern
Himmels Rach' auf uns're Häupter

Zu beschwören, — auf! Ergreift sie!“
Kaum befohlen, wildes Drängen.
Roher Söldner wilder Haufen
Stürzt sich eilig auf die Felsen,
Satanella einzufangen.
Aber die, mit neuem Lachen
Sprang zurück, dem Vogel gleichend
Aus der Mär' vergang'ner Tage,
Der mit seinem Goldgefieder
Hinter sich den Hirten lockte.
Hoch und höher eilt sie schneller,
Sprang behend von Fels zu Felsen,
Von der einen Wand zur andern
Und entschwand mit lautem Lachen
Den Verfolgern, wie ein Falter,
Den ein Knabe möchte fangen.
Die Erbitt'rung wächst, beflügelt
Der Verfolger wilde Rotte,
Bis sie Satanella endlich
Wie ein müdes Reh erreichten.
Aber die ließ sich nicht fangen,
Riß sich los und eilt behende
Zu den Trümmern, zu der Felswand,
Wo das Bild hing. Wegsunkundig
Sprang sie von der Mauer nieder
Grade zu des Bischofs Füßen,
Der, erschreckt durch die Erscheinung,
Die Monstranz beinah ließ fallen,
Hätt' die Priester, die ihn fächeln,
In den Staub beinah geworfen.
Rings Entsetzen, Schrein und Toben:
Fort, ins Feuer mit der Hexe,
Die hier lästert!

„Bindet fest sie!“
So befiehlt der Johanniter
Ordensmeister seinen Söldnern.
Da, wie ein gereizter Löwe
Springt Rodrigo aus dem Haufen.
Zieht das Schwert und donnernd ruft er:

„In die Hölle send' ich jeden,
Der ein Haar ihr wagt zu krümmen.
Keinen Schritt mehr näher, sag' ich,
Fort, zurück, zurück Gesindel!
Aber Du erheb' Dich, Mädchen.
Kehr zurück in die Ruinen,
Laß die Narren weiter tollen.“
Rief's und hob empor die Kleine,
Die wie Weidenlaub erzittert,
Küsst' sie auf die braune Stirne,
Streichelt ihre zarten Wangen
Und wollt' in der Johanniter
Reihen festen Schrittes kehren.

Aber ihm entgegen trat der
Aelt'ste, der Komthur des Ordens,
Sprach in feierlichem Tone:

„Roderigo Gonvazales,
Gieb Dein Schwert in meine Hände,
Das im heil'gen Dienst entehrt Du.
Hast gebrochen Deines Ordens
Größt' Gelübde, den Gehorsam,
Auf den Ordensmeister hast Du
Wilden Sinns das Schwert gezogen,

Haſt durch Untreu und durch Läſt'rung
Deines Mantels Kreuz entweihet.
Gieb Dein Schwert, Du biſt verfallen
Dem Gericht, — Dein Schwert begehr' ich,
Ford're ich zum letzten Male!"

„Niemals, niemals", rief Rodrigo,
Schwang das Schwert ob ſeinem Haupte,
Aber weh! Von rückwärts faſſen,
Von der Seite ihn die Söldner
Und im Nu iſt er entwaffnet,
Gleicherzeit auch Satanella
Ohne Widerſtand gefeſſelt.

Neu' Entſetzen faßt die Menge,
Horch! Welch' Aufſchrei voller Grauen!
Weh! Die Seuche nahet, wehe!

Weinen, Klagen, wildes Fluchen,
Wirres Flieh'n und arg' Gedränge; —
Und durchs Chaos gellt der Aufſchrei,
Wie ein Blitzſtrahl aus den Wolken:
Weh! Die Seuche nahet, wehe!

Alles drängt im fürchterlichen
Wirrwar zu den Thoren wieder,
Satanella wird geſtoßen
Von der grimmerfüllten Menge,
Die ſie einſchließt, wild und drohend
Ruft: „Verbrennet dieſe Hexe,
Die durch ihre Läſt'rung in die
Stadt die Seuche hat gerufen."

Schwerter, Schilder, scharfe Lanzen
Streckten vor zu Satanellas
Schutz die Söldner. Trotzig' Lächeln
Auf den Lippen schritt das Mädchen
Stolz inmitten ihrer Wächter,
Vor sich hin nur wiederholend
Jenes ew'gen Liedes Töne,
Die, erblüht in ihrem Herzen,
Wehen durch ihr ganzes Wesen,
Wunderbar volltönend immer
Wieder rück zum Herzen klingen:
Roderigo, Roderigo!

V.

Kerker! Schwarze Pfeiler reichen
Sich die Arme! Spinngewebe
Zittert in des Windes Athem
Zwischen engen Fenstergittern!
Wie ein Seufzen, wie ein Stöhnen
Klingt das Echo in den Kerker,
Gleich als jagten durch die Gänge
Schatten jener, die hier starben.
Und der Wächter Schritte hallen
Dumpf herein, als würd' ein sterbend
Herz im letzten Schlage zittern.

Auf die Brust geneigt das schwere
Haupt sitzt Roderigo einsam.
Wild umwogt ist seine Seele
Vom Gedankensturm gleich einem
Kahn, den Meereswellen treiben.
Zorn und Schmerz und Schmach und Liebe,
Hoffnungsschimmer, dunkle Zweifel,
Welke Blätter der Erinn'rung
Um sein müdes Haupt im tollen
Wirbel kreisen unaufhörlich,
Gleich als würden Geier, Eulen,
Fledermäuse, Raben, Krähen
Um die Stirne eines morschen

Thurmes flattern, der sich langsam
Senkt und droht mit seinem Einsturz.
Eine Hoffnung stärkt Rodrigo,
Ist ihm Sonn' in diesem Dunkel.
Der Zigeuner große Anzahl,
Ihre Waffen, ihre Stärke
Kennt er, ist drum festen Glaubens,
Daß sie plötzlich, sei's durch Stärke,
Sei's durch fein erdachte Listen
Satanella aus den Klauen
Des empörten Volks befreiten,
Das, wie ein gereizter Drache,
Der vor einer Felsschlucht Schwelle
Lauernd harrt auf seine Beute,
Ganze Tage, ganze Nächte
Um den Kerker Satanellas
Schrei'nd sich drängt in großen Haufen:
„Fort, ins Feuer mit der Hexe!"
Darum sandt' er zeitlich morgens,
Eh' sich abgelöst die Wache,
Beppo, seinen Jugendfreund, zu
Den Ruinen hin als Späher.
Sandt' ihn aus und wartet seiner,
Horcht, gequält von Ungewißheit,
Ob die Thüre nicht sich öffnet,
Ob im Gang nicht Schritte hallen.

Eintrat Beppo. Roderigo
Las aus seinem bleichen Antlitz,
Hört' aus seinen Seufzern alles.
Fortgezogen war das Lager
Diese Nacht aus den Ruinen.

Keine Spur ist zu entdecken.
Beppo späht' in jedem Winkel,
Aber die Ruinen warfen
Dumpf zurück nur seiner Schritte
Echo. Sicher sind sie vor der
Wuth des Volks gefloh'n, sich fürchtend
Vor Gefangenschaft und Richter.
Aber dichter ballt die schweren
Wolken über'm Haupt Rodrigos
Eine zweite Schreckensnachricht.
Auf der Insel tobt die Seuche,
Größer wird die Wuth des Volkes,
Immer droh'nder, immer lauter
Fordert es in seinem Grimme,
Um des Himmels Zorn zu sänft'gen,
Die Verbrennung Satanellas,
Weil durch Läst'rung sie der heil'gen
Jungfrau und des Sakramentes
Hat die Pest heraufbeschworen.

Traurig hörte Roderigo,
Traurig hört' er diese Nachricht.
Seiner nicht, nicht seines eig'nen
Looses dacht' er, — nein, das Leben
Satanellas däucht ihm jetzo
Zweifach theuer; — lange sann er
Vor sich hin, sprach dann zum Freunde:
„Nimm die Leier, Beppo, spiele!
Spiele! Ach, auf meines Herzens
Leier sind die Saiten alle
Jäh gesprungen, — spiele Bruder,

Daß ihr Grab vielleicht die Qualen
Der Erinn'rung und der Zukunft
In des Liedes Zauber finden."

Beppo griff in seine Leier;
Seltsam' Lied erklingt im Kerker!
Licht und Schatten, Höll' und Himmel,
Freud' und Qual darin sich einen, —
Beppos Lied erzählt von allem:
Von der Sehnsucht, die sich schüchtern
Regt im Herzen, vom Umarmen
Und von Küssen, von den Träumen
Einer Mutter, die sich glücklich
Ueber eine Wiege beuget.
Ach, es tönt so wie der Zephir,
Der in Blüten übernachtet,
Der bei Mondenschein im Schilfe
Alte Märchen leise flüstert.
Beppos Lied erzählt von allem:
Von der Schönheit hoher Frauen,
Ihren wunderbaren Reizen,
Ach, es tönt wie dumpfe Schilder,
Wie des Waldhorns lautes Klingen,
Wie ein Ständchen, wie der Lerche
Sehnsucht nach dem freien Felde.
Beppos Lied erzählt von allem:
Von den Träumen junger Herzen,
Wünschen ohne Ziel, von Sehnsucht,
Von durchschwelgten Jugendzeiten
Und vom Leben, dessen Blüten
Wilde Leidenschaft vernichtet, —
Ach, es tönt wie eines Kuckucks

Schrein und Klagen, wie des Windes
Weinen, wenn des Herbſtes Nebel
Schweben über Stoppelfeldern. — —

Nicht verklungen war das Lied noch,
Flogen heftig auf die Thüren,
Eintrat feierlichen Schrittes
Der Herold der Johanniter.
Auf dem ſchwarzen Mantel zog ſich
Von der Bruſt bis zu den Knien ein
Weißes Kreuz; in ſeinen Händen
Trug er einen langen Stab mit
Gold'ner Kugel an der Spitze.
Hinter ihm, in Sammt gekleidet
Blaſſen Angeſichts ein Richter,
Dann der Johanniterorden; —
Wachen zeigten ſich mit Fackeln
Und die dunklen Gänge füllten
Söldner, ſchildbewehrt in Waffen.
Aufſprang Roderigo, ſeiner
Stirne Adern ſchwollen mächtig,
Als er in des Richters Hand das
Weiße Pergament ſah zittern.
Griff zur Seite, — ach, vergeſſen
Hatt' er, daß ſein Schwert ihm fehle;
Griff zum Herzen, kraftlos nieder
Fiel die Hand; — er ſank zur Erde.
Todtenſtille! Dann der Richter
Las mit eiſ'ger Stimm' eintönig
Aus dem Pergament das Urtheil:
Weil entehrt er ſeines Ordens
Heiligkeit und auf den Meiſter

Zog sein Schwert, — weil mit der jungen
Hex' er heimlich' Umgang hatte,
Schnöde so verletzend seines
Ordens heiligstes Gelübde,
Ward verurtheilt er zum Tode.
Da im schweren Kampf er jedoch
Einst vertheidigt seinen Glauben
Und die Ehre seines Ordens
Gegen die ungläub'gen Türken,
Ward der Richtspruch so gemildert:
Steh'n muß er entblößten Hauptes,
Ohne Mantel, ohne Rüstung,
Strangumgürtet seine Lenden,
Preis des Volkes Aug' gegeben, —
Steh'n muß so er und mit anschau'n,
Wie die Hexe Satanella
Wird geschleppt zum Scheiterhaufen.
Nach Verbrennung Satanellas
Muß er dann sein ganzes Leben
Fristen in des Schlosses Mauern,
Bis im Kampfe er durch eine
Heldenthat mit seinem Blute
Tilgt des Ordens große Schande,
Tilgt des Herzens schwere Sünde. —

So das Urtheil! Aus dem Kerker
Ernst und schweigend gingen alle.
Tiefes Schweigen. Nur die Nacht wirft
Dunkle Schatten auf die Wände.
— — — — — — — — —
Eine Saite sprang der Leier,
Zu der Wölbung flog ihr Nachklang,

Dort, eh' er verliſcht, begegnet
Einem Seufzer er des Ritters,
Eint ſich ihm zu einem Tone;
Der durchdringt den dunkeln Kerker,
Durch die finſtern Gänge, klingt durch's
Weltall, weithin durch die Reihen
Der Jahrhunderte und klingt jetzt
Mir ins Herz all' Deine Leiden,
Deine Sehnſucht, Liebesqualen,
Satanella, Satanella!

VI.

Erdwärts flog auf leichten Schwingen
Leis die Sommernacht hernieder,
Theilt Geschenke aus an jeden:
Schlaf den Menschen, Thau den Blüten
Und ein warmes Nest den Vöglein.

In dem Refektorium der
Johanniter breitet ihre
Schatten aus die Nacht. Der gold'nen
Kronenleuchter Flamm' erlöschte.
Finst're Ruh' herrscht in dem grauen,
Mosaikgeschmückten Saale.
An den Wänden, zwischen Fenstern
Unter den gewölbten Nischen
Stehen Statuen verstorb'ner
Ordensmeister, die dem Orden
Seit der Gründung angehörten.
In dem nächtlich-stillen Dunkel
Zittern geisterhaft die schwarzen
Mäntel mit den weißen Kreuzen.
Bald erschien der Mond und blickte
In den Saal durchs große Fenster.
Er verscheucht durch seinen Glanz die
Schwarzen Schatten stummer Vögel,
Die auf Helmen, Schildern, Kreuzen
Sich im Dunkel niederließen.

Spiel des Schattens auf der Erde,
An der Decke, zwischen Fenstern
Schien den Mondstrahl anzulocken,
Denn sein Glanz fiel leuchtend in das
Refektorium, erhellte
Drin die langen Tische, Reih'n der
Sessel und die Kanzel.

Das sich
Ueber einen Becher beugt, das
Kahle Haupt in jenem Winkel
Dort, erhellt er auch und weckt es
Auf aus seinen schweren Träumen.
Sieh! Es ist der Ordensmeister!
Blickt umher im langen Saale,
Leert mit einem Zug den Becher,
Heftet dann auf dessen Boden
Seinen trüben Blick aufs neue.

Wilde Träume flattern wieder
Durch sein Hirn wie im Wirbel,
Wie die Schatten auf der Erde,
Wie am Firmament die Wolken,
Träume seltsam, seltsam' Ahnen
Webten ihre Netze, — selber
Wußt' er nicht, was ihn bedrückte,
Ob Erinn'rung ans Vergang'ne,
Oder Ahnung künft'gen Leides.
Was in letzter Zeit geschehen:
Die Einkerkerung Rodrigos,
Satanellas Aburtheilung
Und die Seuche, immer wieder
Neue Opfer grimmig fordernd,

All' das jagte durch sein Denken,
All' das braust' in seinem Hirne,
Wie die Lava des Vulkanes,
Wie der junge Wein im Bottich.
Lange starrt' er, — trank von neuem,
Sank aufs neu in Träumereien.

Ei! Da taucht der weiße Mond ja
Wieder auf und hüllt mit seines
Glanzes feingewebtem Schleier
Ein des Saales unt'res Ende,
Wo, vom Boden bis zur Decke
Ragend, steht ein Riesenofen,
Eine Arbeit alt und seltsam.
Von dem Glanz gelockt, erhebt sein
Kahles Haupt der Ordensmeister.
Er beschaut den Strahlenreigen
Auf dem Ofen, dem Gesimse,
Wunderbar geformten Blumen,
Kühn verschlungnen Arabesken,
Auf dem Kranz der hohen Statue
Und je länger so er schaute,
Immer mehr Gesichter sah er,
Die er vordem nicht beachtet.

Dieser Pyramide Seiten
Waren kunstvoll ausgestattet,
Stellten Märchenbilder dar aus
Des Alterthums Legenden.
Durch die Blüten, Arabesken
Irrte hoch der Mond und höher
Bis zur Pyramide Gipfel,

Den ein Bild des Zweikampfs schmückte
Zwischen Michael und Satan.
Im Gewölke stand der Engel
Mit dem einen Fuß, — von Blitzen
Eine Lanze über seinem
Haupte schwingend — und der andre
Fuß lag auf des Teufels Nacken,
Der sich vor ihm wand im Staube,
Mit der Hand umsonst verhüllend
Seine Stirn, vom Blitz gezeichnet.
Im Gesicht, welch' tiefer Ausdruck!
Unbezähmte Wuth nnd Schmerzen,
Scham, Erniedrigung und Schande
Kämpften in den finstern Zügen.
Ein geheimnißvolles Grinsen
Glüht im Auge, — ein achteckig'
Schild die andre Hand den Blitzen
Des Erzengels streckt entgegen.

Lange, lange auf des Teufels
Antlitz sah der Ordensmeister.
Siehe! Was erschaut er? In dem
Zitterglanz des Mondlichts schien der
Teufel Leben zu erhalten,
Runzelt mehr die falt'ge Stirne
Und dem Ordensmeister schien's, daß
Durch die Finger, unter denen
Satan sein Gesicht versteckte,
Eine Thräne quoll hernieder . . . .

Spiel des Schattens und des Lichtes,
Dacht' im Geist der Ordensmeister,
Goß aufs neu sich ein, vertiefte

Sich aufs neue in Gedanken.
Satanellas Aburtheilung
Däuchte ihm ein großes Unrecht.
Was beging das Kind so arges?
Weil die Wallfahrt es gestört hat,
Ein'ge Kerne hat geworfen
Auf die Mönche und den Bischof,
Darum soll man es verbrennen?
Doch es ist des Volkes Wille,
Das im Sturme seines Zornes
Satanella nennt die Ursach
Der hereingebrochnen Seuche;
Wille jenes Volkes, das die
Schwarze Nacht nicht fortgetrieben
Aus dem Hof der Citadelle,
Wo aufragt der Scheiterhaufen,
Dessen Umrisse durchs Fenster
Schau'n herein in diesen Saal, wie
Eine Klage, laut und schrecklich,
Für die Unschuld, die verurtheilt.

Welch' geheimnißvolle Macht ist's,
Die den Meister drängt, von neuem
Hinzusehen, wie der Mondstrahl
Satans Angesicht beleuchtet? —
Da erschien es ihm allmählich,
Als ob dieses Schreckensantlitz
Er im Leben schon gesehen,
Aber wann? wo? — fruchtlos Mühen!
Trügt ihn nicht das scheue Mondlicht?
Ist's ein Bild der Phantasie nur?
Deutlich sieht er, wie der Teufel
Fortrückt seine Hand vom Antlitz,

Wie das Schild er legt zur Seite,
Wie er dehnt die langen Glieder,
Wie er langsam, ernsten Schrittes
Von dem Ofen steigt, auf ihn zu!
Die gespenstisch leisen Schritte
Gleiten, wie das unbeständ'ge
Mondlicht, tonlos über'n Boden.
(So im leisen Fluge gleitet
Ueber das beschneite Feld ein
Schwarm von Raben, schwarz geflügelt.)
Seine Schritte sind unhörbar,
Die Gestalt ist ohne Schatten.

Ehe der erschreckte Meister
Fassen konnt das Kreuz am Busen,
Hatte sich der Nacht furchtbarer
Gast gesetzt ihm gegenüber,
Nahm vom Tisch den andern Becher,
Füllte ihn mit rothem Weine,
Dann begann er leisen Tones,
Wie die Schlange, die durchs Gras schleicht,
Wie der Wind, der über welke
Kränze hinrauscht auf den Gräbern:
„Lange währt die Nacht, mein Bruder,
Hoch den Becher! Angestoßen!
Nacht ist lang, sie ist unendlich,
Wie das Meer des Menschenleides."
Trüben, vorgequoll'nen Auges
Hob der Meister seinen Becher,
Trank, doch däucht es ihm dabei, daß
Lauter Feuer er getrunken.
Auf dem Tisch die Becher klirrten,
Satan kreuzte seine Beine,

Richtete sein stechend Auge
Auf der Johanniter Meister.
Dieser, ganz erhitzt vom Weine,
Frug mit zitternd' leiser Stimme:
„Sprich, Du nächtlicher Geselle,
Wie darfst Du mich Bruder nennen?"
Gräßlich lachte da der Teufel
Und erwiderte dem Meister:
„Lange währt die Nacht, mein Bruder;
Kann vielleicht Dich unterhalten,
Kenn' ein Märchen alter Zeiten.
Warum ich Dein Bruder, wirst Du,
Willst Du's hören, draus erfahren.
Nacht ist lang, ein ander Male
Stieg' ich wohl umsonst herunter
Aus dem Joch der Engelsblitze.
Also hör'! — Noch einen Becher!
Nacht ist lange und mich dürstet."
Wieder klangen beide Becher,
Dann begann der Teufel also:

Hinter'm Meer und hinter Bergen
Einst vor langen, langen Jahren
Auf dem väterlichen Schlosse
Lebten einträchtig die Erben,
Waren eines Bluts zwei Brüder.
Die Verwaltung führt' der Aelt're,
Lag der Jagd ob und bewachte
Felder, Wälder, Gärten, Wiesen.
Hinter Büchern saß der Jüng're,
Formt' aus Thon Gebilde, seltsam,
Wie er in den alten Büchern,
In den Kirchen sah und Gängen.

Lebten lange ſo zufrieden,
Bis ſie einmal ſich entzweiten
Und im grimmen Zorn entbrannten.
Urſach' ihres Streites war ein
Weib, ſchön wie ein Himmelsengel,
Wie die Schlang' im Paradieſe,
So verlockend, — ja mir däucht, in
Ihren Adern floß ein Tropfen
Blut von Lilit, dieſer Teufelin,
Adams allererſtem Weibe.
Trafen einſt auf einem Wege
Nächtlich ſich die beiden Brüder.
Schwertbewaffnet war der Aelt're,
Seinen Meißel trug der Jüng're,
Jener war's, mit dem vor kurzem
Er der heil'gen Jungfrau Züge
Eingrub in den harten Marmor.
Was geſcheh'n, Du weißt es beſſer,
Als wie ich's erzählen könnte.
Tags darauf verſchwand der Jüng're,
Niemand war, der nach ihm fragte,
Und der Aelt're führt' auf ſeine
Burg das Mädchen, das nach einem
Jahr gebar ihm einen Knaben.
Der verſchwand drei Tage ſpäter.
Alles Suchen blieb vergeblich,
Nirgend eine Spur von ihm. Nach
Jahren wieder eine Tochter
Ward von ſeinem Weib geboren.
Alle Thore, alle Wege,
Die hinan zum Schloſſe führten,
Wurden ſcharf bewacht, — vergeblich!
All' die Sorgfalt unnütz, — denn noch,

Eh' der dritte Tag im Kampfe
Mit der Nacht war unterlegen,
War die Tochter auch verſchwunden . . . .
Reu' erfaßte nun den Aeltern,
Buße er begann zu üben,
Und als ihm ſein Weib geſtorben,
Gab er ſeine Güter alle
An die Kirchen, wählt' das Kreuz ſich,
Gegen die Ungläub'gen zog er,
Um das heil'ge Grab zu retten,
Sucht' in wildem Kampf zu ſterben,
Aber fruchtlos; — ſeine Stärke,
Tapferkeit und große Klugheit
Waren Urſach', daß die Ritter
Des Johanniordens ihn zum
Ordensmeiſter auserwählten. —
In der Welt der Jüng're irrte.
Aber nicht mehr formt' aus Thon er
Engel- und Märtyrerbilder,
Nein, er formte lauter Teufel,
Und die Teufel alle trugen
Seines ältern Bruders Züge.
In den Strom der wild'ſten Freuden
Stürzt' er ſich und rauft' in Schänken,
Focht im Zweikampf und berauſcht' ſich
Oft mit goldnem Feuerweine,
Wollt' vielleicht den Wurm ertränken,
Der, ihn quälend, in ihm nagte.
Krank und abgehärmt, entkräftet
Kam er bis auf dieſe Inſel.
Der Konvent der Johanniter
Ließ durch ihn die Statuen im
Refektorium erneuern.

Einer Seele letztes Flammen,
Ja, das seiner eig'nen Seele,
Die so arg erschöpft, durchwühlt von
Leidenschaft und ew'gem Trotze,
Haucht er in des Satans Bild, der
Mit dem Erzengel Michael
Ringt im heißen, mächt'gen Kampfe.
Ein Weltwunder war dies Antlitz!
Aber des Gebildes Schöpfer
Lebt' nicht lange. Täglich ging er
Seine Arbeit anzuschauen,
Stand vor ihr in tiefen Träumen,
Weinte laut oft, lange, lange,
Dann verschwand er plötzlich. — Aber
Bald hat man ihn todt gefunden
In des Klosters alten Trümmern,
Sah man, wie im Licht des Mondes
Die Zigeuner ihn begruben,
Und wie bitter ihn beweinte
Ein barfüßig braunes Mädchen,
Zart von Körper, der ins bunte
Kleidchen schien wie eingehaucht, der
Schwarzen Haare dichten Zopf nur
Lose deckt' ein rothes Tüchlein . . .

Nun ist meine Mär' zu Ende,
Was noch fehlt, das kannst Du selber
Leicht in Deinem Denken finden,
Abschied nehm' ich, denn die Zeit ruft
Mich zurück ins Joch der Blitze
Michaels, wir aber werden
Morgen anderswo uns sehen! . . ."

Und mit ernſten, leiſen Schritten,
Unhörbar und ſchattenlos ging
Satan wieder, — ſchwang zur Höhe
Sich empor und legt ſich wieder
Willig zu des Engels Füßen,
Deckt ſein Antlitz mit der Linken,
Nahm das Schild vom Boden wieder.

Aber ſolch' ein Leid ſich zeigte,
Solch' ein Schmerz in ſeinem Antlitz,
Daß dem Ordensmeiſter däuchte,
Reiche Perlenthränen rollten
Durch die feſtgepreßten Finger
Nieder, ſo wie Regentropfen,
Daß durch einen ſchweren Seufzer
Rings erzitterten die Wände . . .

So dem Menſchen muß geweſen
Sein, als er vom Paradieſe
Abſchied nahm, ſo den Dämonen,
Als ſie Gott warf in den Abgrund,
Mußt' es Gott geweſen ſein, als
Er die Welt ſchuf und erkannte,
Daß er ſie erſchuf — zum Leid nur . . .
Mondlicht ſchwand, ringsum nur Nacht wie
In des Ordensmeiſters Seele.

* * *

Morgens fanden ihn die Brüder
Liegend auf den Marmorſteinen
Und von Blut beſtrömt das Antlitz;
Brachten ihn mit Müh zum Leben,

Zweimal noch die welken Lippen
Bebten bei dem leisen Fragen:

„Was geschah mit Satanella?"

„„Ist verbrannt nach dem Gerichte.""

„Was geschah mit Roderigo?"

„„Wollt' sich stürzen in die Flammen,
Nur mit größter Mühe hielt man
Ihn zurück, — er liegt im Wahnsinn.""

Nichts mehr frug der Ordensmeister,
Bis zum Abend still entschlief er,
Wie ihm prophezeit der Teufel.

* * *

Strahl der ew'gen Lieb' erlosch nun
Falter Phantasie entflog nun
Und von Poesie der Tropfen
Hat in eine Schmerzensthräne
Sich verwandelt, die ich weihe
Ewig Deinem Angedenken
Satanella, Satanella.

Druckfehler.

Seite	49	Zeile	18	von	Oben	ist	zu	lesen	Blüth'	anstatt	Blut.
„	54	„	2	„	Unten	„	„	„	Sehnsucht	„	Sensucht.
„	62	„	8	„	Oben	„	„	„	seh'	„	sah.
„	68	„	12	„	„	„	„	„	klagend sich	„	sich klagend.
„	68	„	15	„	„	„	„	„	Im Wagen	„	Am Wagen.
„	84	„	5	„	Unten	„	„	„	säet' ich	„	säh' ich.
„	85	„	1	„	„	„	„	„	trägst	„	trügst.
„	114	„	6	„	„	„	„	„	dieser	„	diese.

Inhalt.

Seite

Einiges über Jaroslav Vrchlický 8
Die Rose 17

Gedichte:

Sehnsucht 29
Dein Lächeln 30
Dein Blick 33
Liebe 35
Romanze 36
Der Weg zur Hölle 39
Das erste Opfer 42
Mitleid 45
Illusionen 46
Psyche und Satyr 47
Lied von den Sternen 52
Ahasvers Frühlingslied 54
Satans Fall 57
Thorwaldsen 58
Reisen 62
Abend in Paris 64
Nirvana 65
Zwei Thränen 67
Der Wein der Lieder 76
Ein Kind 77

Seite
Inschrift für einen alten Becher 79
Gesang des Satyr 80
So gehn vereint wir 84
Tvardovski's Thräne 86
Die Verbannten 90
Giotto und die Seele 96
Actäon 98
In der Nacht 101
Zwei Schatten 102
Aus dem Karneval des Lebens:
I. 105
II. 109
III. 111
IV. 113
V. 114
Satanella 120

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Isidora von Lohma. Epische Dichtung aus dem 15. Jahrhundert von **Jean Bernard.** Mit Portrait. 4. Auflage. 1886. 8. (Im Druck.)

Graf Lothar. Dramatische Dichtung in 5 Akten von **E. Fansar Stuart.** 1886. 8. (Im Druck.)

König Fjalar von **J. L. Runeberg.** Epos aus der nordischen Vorzeit. Deutsch von **Ida Meves** geb. **Lappe.** 1877. M.-A. Elegant cartonnirt. 1 M. 60 Pf.

Dichtungen von **J. L. Runeberg.** 2 Bändchen. (1 Fähnrich Stal. 2. Nadeschda.) Cartonnirt à Bändchen 1 M.

Amerikanische Gedichte der Neuzeit. Frei übertragen von **R. Knortz.** 1883. 8. 2 M. 40 Pf.

Zwei Herzen und ein Schlag. Epische Dichtung von **Jean Bernard.** 1880. 8. 80 Pf.

Magnus. Eine epische Dichtung von **Jean Bernard.** 1881. 8. Elegant gebunden 5 M.

Edelsteine aus Jean Paul's „Levana". Von **Oscar Kayser.** 1879. Elegant gebunden M. 2.40.

Lessings Leben. Von **Heinrich Düntzer.** Mit 46 Holzschnitten und 8 facsimilirten Autographien. 1882. gr. 8. 9 M. Elegant gebunden 11 M. 50 Pf.

Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken von **Heinrich Düntzer.** 2 Bände. 1885. gr. 8. 18 M.

Inhalt: 1. Band. Goethe und der Reichsgraf Friedrich Leopold von Stolberg. — Gretchen. — Charlotte Buff und ihre Familie. — Goethes Beziehung zu Johanna Schoppenhauer und ihren Kindern. — Minna Herzlieb und Goethes „Wahlverwandtschaften". 8 M.

2. Band. Goethes Beziehungen zu Köln. — Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. — Satyros oder der vergötterte Waldteufel. — Stella. — Goethes politische Dichtungen. 10 M.

Literarische Reliefs von Dr. **Ernst Ziel.** Erste Reihe. 1885. 8. 3 M. 60 Pf. Gebunden 5 M.

Inhalt: Hermann Fürst von Pückler-Muskau. — Willibald Alexis. — Adolf Böttcher. — Moritz Hartmann. — Fritz Reuter. — Hermann Lingg. — Gottfried Kinkel. — Robert Hamerling. — Gottfried Keller. — Emanuel Geibel. — Johann Ludwig Runeberg.

Stromschnellen. Heitere Novellen von **Rosenthal-Bonin.** 1886. 8. 4 M. Gebunden 5 M.

Prinz Klotz. Novelle von **Balduin Groller.** 1885. 8. 2 M. Gebunden 3 M.

Junges Blut. Geschichten von **Balduin Groller.** 2. Auflage. 1883. 8. 5 M. Gebunden 6 M.

Weltliche Dinge. Neue Geschichten von **Balduin Groller.** 1883. 8. 5 M. Gebunden 6 M.

Hohe Loose. Roman von **Bettina Wirth.** 3 Bände. 1883. 8. 8 M. Gebunden 11 M.

Auf ewig gebunden. Roman von **E. del Negro.** 3 Theile in 2 Bänden. 1882. 8. 6 M. Gebunden 7 M.

Des Fälschers Erzählungen von **Z. Topelius.** Aus dem Schwedischen von **L. Hedde.** Autorisirte Ausgabe. 1880. 8.
I. Cyclus. Gustav Adolph und der 30jährige Krieg. 3 M.

Die junge Frau. Roman von **Heinrich Bergün.** 2 Bände. 1884. 8. 8 M.

Formosa. Roman v. **P. M. Lacroma.** 1885. 8. 3 M. Geb. 4 M.

Die kleinen Wasserkinder. Von **Charles Kingsley.** Deutsch von Eduard Prätorius. Autorisirte Ausgabe. 2. Aufl. 1885. 8. 2 M. Gebunden 3 M.

Zwei Brüder. Novelle von **Claude Tillier.** Deutsch von **Eduard Prätorius.** 1879. 8. 4 M. Gebunden 5 M.

Ein Nachmittag auf dem Weghause. Beiträge zum Leben Lessing und der Wolfenbütteler Zeit von **Alexander von Seventornen.** 1883. gr. 8. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

H. C. Andersen. Nur ein Geiger. Roman. 3 M. Geb. 4. M.

— **Der Improvisator.** Roman. 3 M. Gebunden 4 M.

— **O. T.** Roman. 2 M. 50 Pf. Gebunden 3 M. 50 Pf.

— **Sein oder Nichtsein.** Roman. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

— **Die beiden Baronessen.** Roman. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

— **Aus Herz und Welt.** 3. Aufl. 3 M.

— **Das Märchen meines Lebens.** (Bis Ende 1877 reichend.) Mit Portrait des Verfassers 3 M. Gebunden 4 M.

— **Ausgew. Geschichten und Erzählungen.** 2 M. Geb. 3 M.
Inhalt: Bilderbuch ohne Bilder. — Eisjungfer. — Schneekönigin. — Glückspeter. — Geschichte aus den Sanddünen. — Anne Liesbeth.

— **Ausgewählte Märchen.** Mit Portr. des Verfassers. 2 M. Gebunden 3 M.

— **Ein Bilderbuch ohne Bilder.** Volks-Ausg. 50 Pf.

— **Eines Dichters Bazar.** 3. Aufl. 4 M.

0 Berkeley

17.2

RETURN TO ⟶ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

OCT 13 1980

SANTA BARBARA
INTERLIBRARY LOAN

INTERLIBRARY LOAN

MAR 05 1990

UNIV. OF CALIF., BERK.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 3/80 BERKELEY, CA 94720

YB 58
U. C. BERKELEY LIBRAR
C043244133
423818
Frida